

School of Theology at Claremont



1001 1386628

D. Ludwig Schneller

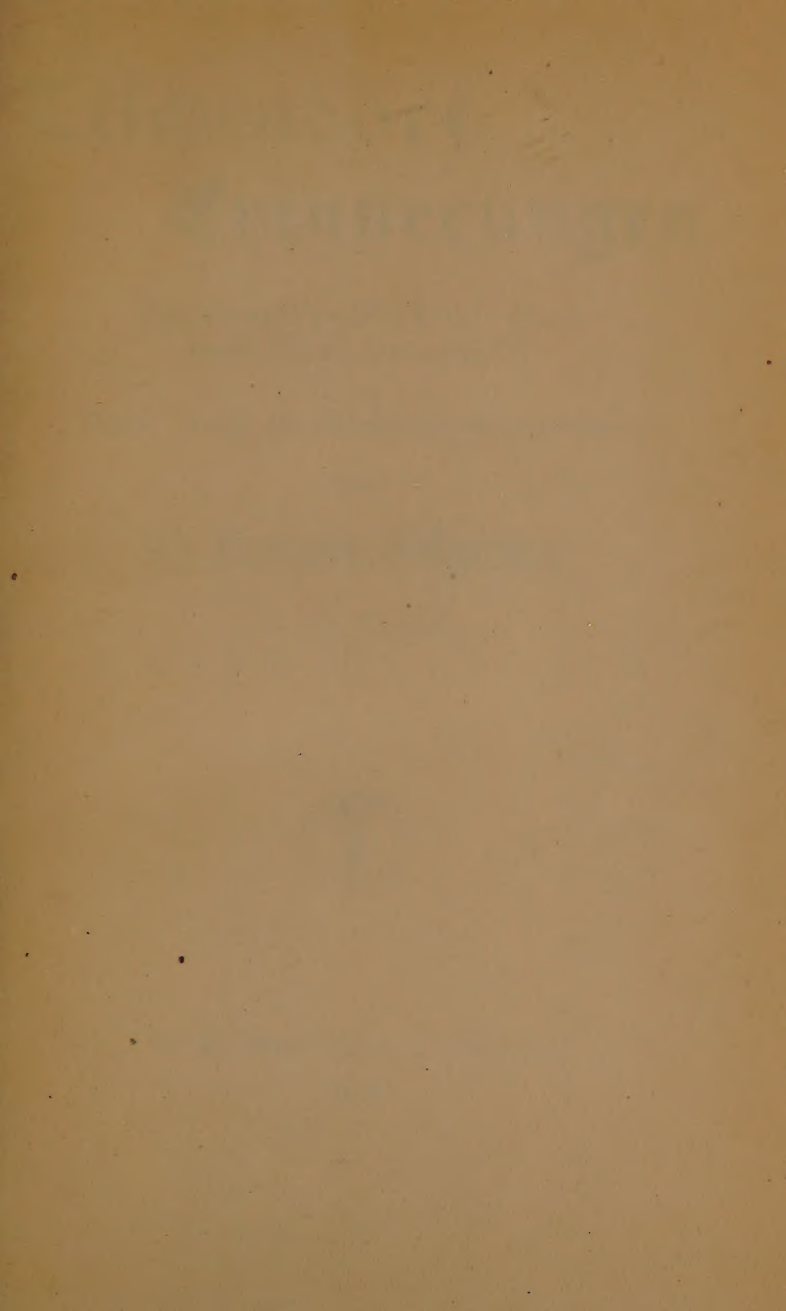
Tischendorf=  
Erinnerungen

BS  
64  
S5  
S3  
1928



The Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT

WEST FOOTHILL AT COLLEGE AVENUE  
CLAREMONT, CALIFORNIA





66  
1928  
Tischendorf=  
Erinnerungen

Merkwürdige Geschichte einer  
verlorenen Handschrift

—  
Neunte Folge der „Weihnachts-Erinnerungen“

von

D. Ludwig Schneller

7.—10. Tausend



H. G. Wallmann / Leipzig

1928



Theology Library  
SCHOOL OF THEOLOGY  
AT CLAREMONT  
California

Druck von G. Krehling in Leipzig



## Den Kindern Konstantins von Tischendorf

\*

Den noch lebenden

Frau D. Katharina Schneller geb. von Tischendorf in Cöln

Frau Geheimrat Dr. Elisabeth Behrend geb. von Tischendorf  
in Hannover

Frau Alexandra Rafaele Meyer von Bremen geb. von Tischen-  
dorf in Leipzig

und dem Andenken der verstorbenen

Generalkonsul Dr. Paul von Tischendorf † in Hannover

Senatspräsident im Reichsgericht Dr. Hans von Tischendorf  
† in Leipzig

Frau Eleonore Baumann geb. von Tischendorf † in Zürich

Dr. med. Immanuel von Tischendorf † in Frankfurt a. M.

Angelika von Tischendorf † in Leipzig

\*





# Inhaltsverzeichnis

	Seite
Widmung . . . . .	3
Inhaltsverzeichnis . . . . .	5
Vorwort . . . . .	7
Jugend und Berufswahl . . . . .	11
Erste Erfolge . . . . .	18
Wachsende Erfolge . . . . .	31
Die erste Reise zum Sinai . . . . .	35
Der erste Aufenthalt im Katharinenthloster . . . . .	44
Die zweite Sinairreise . . . . .	57
Die dritte Sinairreise . . . . .	64
Die weiteren Schicksale des Codex Sinaiticus . . . . .	78
Die Herausgabe des Codex Sinaiticus . . . . .	90
Die Wichtigkeit der Sinaitischen Handschrift . . . . .	105
Schluß . . . . .	121





Dieses kleine Buch hat eigentlich Frau Pfarrer Bickel in Mönchsrot auf dem Gewissen. Sie ist die Witwe des merkwürdigen Malers, den meine Leser aus meinem Buche „Allerlei Pfarrherren“ kennen.

Sie schrieb mir schon vor mehreren Jahren: „Ich habe schon lange eine Bitte an Sie auf dem Herzen. Wie wär's, wenn Sie Ihrem Schwiegervater Konstantin von Tischendorf auch einmal ein Denkmal setzen in Gestalt eines Büchleins über die Auffindung des Codex Sinaiticus? Es wird mir, so oft ich den Namen Tischendorf höre, feierlich und ehrfürchtig zumute wie vor Großem, Gewaltigem. Das reicht bis in meine Kindheits-Erinnerungen zurück. Mein Vater hat mir, selber in ehrfürchtiger Freude, so viel erzählt von der unvergeßlichen That, welche Tischendorf der Wissenschaft getan hat. Tischendorfs Neues Testament lag ständig auf seinem Schreibtisch neben der hebräischen Bibel, bei jeder Predigt gebraucht; und dieselbe Gepflogenheit hatte auch mein Mann. Wenn Sie das Lebensbild Ihres Schwiegervaters der Nachwelt erhalten, neu schenken, wird das ein kostbares Geschenk an alle, die seinen Namen zeitlebens in Ehrfurcht

liebhaben, denen seine zuversichtliche Ausdauer, sein Festhalten an dem großen, edeln Ziel so oft ein Trost, eine Stärkung gewesen ist. Mir hat sein Name von früher Kindheit an durch die Erzählung meines Vaters einen geweihten Klang. Lassen Sie diesen Klang unserem christlichen Volke neu aufleben, und Sie geben ihm Großes.

Freilich steht ja schon einiges in Ihrem mit Bildern vom Sinai so prächtig geschmückten Buche „Durch die Wüste zum Sinai“ — aber da ist die Sache doch nur so im Vorbeigehen berührt. Es sollte doch dem deutschen Volk, nicht nur den Gelehrten, darüber ein besonderes Büchlein in die Hand gegeben werden. Dem deutschen Volk, soweit es denkt und Geschichte liebt, aber auch der akademischen Jugend, besonders den Theologen. Sie werden sagen, die jungen Theologen wüßten das alles schon. Aber das ist nach meinen Beobachtungen nicht der Fall.

Ich weiß noch wie heute, wie Sie schon im Jahre 1911 am zweiten Advent uns, Herrn Oberkonsistorialrat D. Rahl, meinem Mann und mir, hier in unserem ländlichen Pfarrhaus in Mönchsroth erzählten, unter welchen Umständen der große Gelehrte den berühmten Codex fand, und wie dadurch seine ganze Lebensarbeit gekrönt wurde. Mit atemloser Spannung hörten wir Ihnen zu. Es war eine der großen Stunden im Leben meines Mannes, das alles so lebendig von Ihnen, dem Schwiegersohn des Entdeckers, hören zu dürfen. Wir alle waren gepackt und innerlich warm geworden. Ich habe seither diese Geschichte mehr als einmal jungen Theologen möglichst mit Ihren

eigenen Worten erzählt. Da gab es, ehe ich anfang, gewöhnlich verlegene Antworten: „Codex? Sinai? Tischendorf? Ach ja, ich erinnere mich — wie war es doch?“ Erzählte ich ihnen dann, schilderte die Ereignisse so wie Sie sie uns einst vor Augen gemalt hatten, dann waren die jungen Leute jedesmal ganz angetan und sagten: „Wenn man das doch einmal genauer erführe!“

Seitdem hatte ich die Bitte an Sie auf dem Herzen, hatte nur nicht den Mut dazu. Aber ein ähnliches Erlebnis veranlaßt mich heute doch zu der Bitte: Schreiben Sie doch das Buch über Tischendorf und den Codex! Tausende würden es Ihnen in glücklichen Stunden danken. Es lockt so sehr, zu hören: Wie kam der Gelehrte zum erstenmal an diese Aufgabe? Wie wurde der Gedanke in ihm rege, eine solche, für damalige Zeiten geradezu abenteuerliche Reise bis zum Sinai zu unternehmen? Wie kam die kostbare Handschrift überhaupt in jenen entlegenen Erdenwinkel inmitten der einsamen Wüste? Unser heutiges Geschlecht hat die Sache vergessen. Lassen doch Sie, der in erster Linie dazu Berufene, diese fast märchenhafte Geschichte wieder aufleben, die den meisten ganz unbekannt oder ihnen nur wie eine dunkle Sage zu Ohren gekommen ist, und seien Sie sicher, Sie tun ein Gutes.“

Das war die liebenswürdige Anregung der bayrischen Pfarrfrau. Sie machte mir wohl das Herz warm, aber nicht nur war ich mit andern Arbeiten reichlich beschäftigt, sondern ich nahm auch wirklich an, daß die Geschichte der Auffindung des Codex Sinaiticus hinreichend bekannt sei. Dieser Annahme widersprach aber die verehrte



Freundin in einem wiederholten Schreiben lebhaft. Eigene Erfahrungen bestätigten mir ihre Ansicht. Und da fing denn das Samentorn, das sie mir ins Herz geworfen, doch noch an, spät zu keimen und zu sprießen. Und das vorliegende Büchlein ist die reif gewordene Frucht. Möchte es freundliche Aufnahme bei allen finden, welche sich dafür interessieren, was für eine lange und wechselreiche Geschichte unser liebes Neues Testament auch schon äußerlich hinter sich hat.

D. Ludwig Schneller.



## Jugend und Berufswahl

Die Familie Tischendorf ist jahrhundertlang in Sachsen ansässig gewesen. Nach einer alten Familienüberlieferung hat ein Stammvater in der Geschichte des sächsischen Fürstenhauses eine Rolle gespielt. Im Jahre 1450 hat der bekannte sächsische Prinzenraub stattgefunden, in dem die Prinzen Ernst und Albert, die nachmaligen Häupter der ernestinischen und albertinischen Linie, entführt wurden. Der im Jahre 1450 gestorbene sächsische Kurfürst Friedrich der Sanftmütige hatte seinen Hofmarschall, den sonst tapferen Ritter Runz von Kaufungen, schwer erzürnt. Aus Rache beschloß dieser, die beiden Prinzen zu rauben. In dunkler Nacht drang er in das Schloß Altenburg ein, ließ den Prinzen Ernst von einem Genossen wegführen, während er selbst mit dem Prinzen Albert auf einsamen Waldwegen über die böhmische Grenze zu entkommen suchte. Kaum noch eine halbe Meile von der böhmischen Grenze entfernt machte er halt, um dem hungernden Kinde Beeren zu pflücken. Da kam ein Köhler dazu, dem sich Prinz Albert zu erkennen gab. Kaum hatte der beherzte Köhler das gehört, so ging

er mit seinem Schürbaum gegen den Räuber an. Sein Weib rief alle Röhler der nahen Kohlenmeiler herbei, und ihren vereinten Kräften gelang es, den Ritter zu überwältigen. Die Prinzen wurden dem bekümmerten Vater zurückgebracht und der Ritter enthauptet.

Der Röhler, dem die Rettung in erster Linie zu verdanken war, ist der Vorfahr der Tischendorffschen Familie. Als daher Konstantin Tischendorf später den erblichen Adel erhielt, bekam er das auf dem Titelblatt abgebildete Wappen, in dem oben der Röhler mit seinem Schürbaum zu sehen ist, unten wegen seiner Verdienste um die Heilige Schrift ein Bibelbuch mit dem A und O, daneben das Schwert des Wortes Gottes und die Palme des Friedens.

Dort im sächsischen Lande, dem die Familie treu geblieben war, wurde Konstantin Tischendorf am 18. Januar 1815 in dem Städtchen Lengenfeld im Vogtlande geboren. Auf dem Gymnasium in Plauen legte er den Grund zu der ungewöhnlich gründlichen Kenntniss der klassischen Sprachen, auf der sich seine ganze spätere Lebensarbeit aufbaute. Auf der Universität Leipzig, die er 1834 bezog, setzte er diese Studien aufs eifrigste fort. Dem innersten Zuge seines Herzens folgend studierte er vor allem Theologie und bereitete sich besonders für das Fach neutestamentlicher Schriftauslegung vor. Mit fünfundzwanzig Jahren, im Jahre 1840 erwarb er die Berechtigung, an der Universität Vorlesungen zu halten.

Es war damals die Zeit, wo mit die berühmtesten Theologen Deutschlands, in der Meinung, damit der ge-

schichtlichen Wahrheit zu dienen, alles aufboten, um mit den schärfsten Mitteln untersuchender Wissenschaft die Anechttheit der neutestamentlichen Schriften nachzuweisen und so dem Neuen Testament sozusagen das Lebenslicht auszublafen. Nur noch vier Briefe des Apostels Paulus ließ man als echt gelten, alles andere wurde für ein Nachwerk späterer Jahrhunderte erklärt. Namentlich die vier Evangelien wurden von den gelehrten Herren völlig verworfen, und am wenigsten fand das Johannes-Evangelium Gnade vor ihren Augen. Wohl gab es an deutschen Universitäten noch machtvolle Zeugen, die diesen grundstürzenden Behauptungen aufs entschiedenste entgegen traten. Aber von den anderen, die sich als die alleinigen Inhaber der Wissenschaft gebärdeten, wurden sie als unwissenschaftlich und rückständig verlacht.

Die entschieden gläubigen Christen hin und her ließen sich von diesen angeblichen Ergebnissen der Wissenschaft nicht anfechten. Aber doch bemächtigte sich weitester Kreise eine große Unsicherheit. Denn die Evangelien, die nun vor aller Welt als unglaubwürdige spätere, sagenhafte Gebilde hingestellt wurden, waren doch die einzige Quelle für die Kenntniss des Lebens Jesu. Wenn sie unecht waren, wo war da noch Glaubensgewißheit zu finden? Wo blieb die Hoheit des Sohnes Gottes, auf der doch das ganze Christentum beruht? Die wichtigsten Grundlagen des christlichen Glaubens schienen ins Wanken zu geraten.

Tatsächlich zogen auch berühmte Vertreter jener Richtung die Folgerungen aus der Anechttheit der Evangelien

aufs schärfste. David Friedrich Strauß schrieb sein ‚Leben Jesu‘, in dem er die ganze Geschichte von Jesus für ein Gewebe haltloser Sagen erklärte. Sein Buch, in die breiteste Öffentlichkeit hineingeworfen, wurde von den Gegnern des christlichen Glaubens mit Jubel begrüßt. Jetzt schien ihnen das Christentum endgültig in den Sarg gelegt und begraben. Ihm zur Seite trat der ebenso gefeierte Franzose Renan, indem er mit Mißhandlung aller Wissenschaft die Geschichte Jesu zu einem phantastischen Roman herabwürdigte. Mit gleichem Jubelgeschrei wurde sein Leben Jesu nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland begrüßt. So reichten sich damals französische Frivolität und deutsche Wissenschaft die Hand, um dem christlichen Glauben, wie er in den Evangelien bezeugt ist, für immer den Sarg zu machen.

Heute steht die wissenschaftliche Forschung auf ganz anderem Boden. Jener ganze Feldzug gegen das Neue Testament hat nur den Erfolg gehabt, die Echtheit der neutestamentlichen Schriften unwiderleglicher denn je ans Licht zu stellen. Über sechzig Jahre lang sind die bedeutendsten Kritiker dem Neuen Testament mit den schärfsten Waffen der Wissenschaft, wie sie noch nie gegen ein anderes Buch der Welt aufgeboten worden sind, zu Leibe gegangen. Und der Erfolg? Heute sehen sich die kühnsten und gelehrtesten Kritiker genötigt, anzuerkennen, daß das ganze Neue Testament — von einigen unbedeutenden Ausnahmen abgesehen — unzweifelhaft echt und apostolisch ist.



Sogar Professor D. von Harnack, der anerkannte Führer der kritischen Schule, schreibt über diese Gelehrtenirrungen hinsichtlich der Briefe des Apostels Paulus: „Als ich vor 57 Jahren das theologische Studium begann, galt nur der Theologe als ein kritischer Kopf, der nicht mehr als vier Paulusbrieфе als echt bestehen ließ. Seitdem ist es anders geworden. Neben ersten und zweiten Korinther, Galater, Römer ist jetzt auch die Echtheit von ersten Thessalonicher, Kolosser, Philipper, Philemon so gut wie allgemein anerkannt. Kontrovers sind noch von Gemeindebriefen zweiter Thessalonicher und Epheser. Ich verkenne nicht, daß hier Schwierigkeiten bestehen, besonders in Hinsicht auf Epheser; allein sie sind meines Erachtens nicht unüberwindlich, und die inneren Momente, die für die Echtheit sprechen, geben den Ausschlag. Dazu kommt, daß die Sammlung so alt ist, daß die Annahme, einer der Briefe sei eine Fälschung, große Bedenken erregen muß. . . . Kann man sich vorstellen, daß die Thessalonicher-Gemeinde um das Jahr 90 von Korinth aus in einer Sammlung von Paulusbriefen ein Schreiben empfing, von dem sie bisher nichts wußte, oder daß sie selbst um dieses Jahr oder früher ein Schreiben in Umlauf setzte? Es gab damals doch in der Gemeinde Personen genug, die den Apostel und seine Beziehungen zur Gemeinde genau kannten! . . . Es muß daher als überwiegend wahrscheinlich gelten, daß die ursprüngliche Sammlung von zehn Briefen nur echte Schreiben umfaßt.“

Ja, so steht es heute. Aber damals war der Kampf

furchtbar ernst, und zahllose Menschen in der Christenheit ließen sich durch die angeblichen Feststellungen der Wissenschaft irremachen, als ob der Glaube an das Neue Testament, und somit auch der Glaube an Jesus ein überwundener Standpunkt wäre. Diese Lage fand der junge Tischendorf vor, als er seine Gelehrtenlaufbahn begann. Er war überzeugt, daß es zur Zeit keine wichtigere Aufgabe in der Theologie gäbe, als die ältesten Handschriften des Neuen Testaments aufs genaueste zu durchforschen, seine Echtheit auch auf diesem Wege nachzuweisen und so die Gegner mit den Waffen der Wissenschaft aus dem Felde zu schlagen. Ihm schwebte als Ziel seines Lebens vor, alle frühzeitigen handschriftlichen Belege für das Vorhandensein und die Anerkennung unserer Evangelien aufzusuchen und für diesen Zweck keine Mühe und kein Opfer zu scheuen, selbst wenn ihn sein Suchen in ferne Länder führen sollte. Damit ergriff er in jungen Jahren seine eigentliche Lebensaufgabe. Glücklicherweise, wer in den entscheidenden Lebensjahren den gottgewollten Beruf seines Lebens erkennt! Ein solcher Glücklicher war Tischendorf. Mehr ein Jüngling denn ein Mann, kaum siebenundzwanzig Jahre alt, bald nach Vollendung seiner Studien, veröffentlichte er im Jahre 1842 schon seine erste kritische Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, die von den berufensten Männern der Wissenschaft mit ungeteilter Anerkennung und Freude als ein großer Fortschritt begrüßt wurde.

An seine Braut schrieb er darüber: „Endlich bin ich am Vorabend der Vollendung des Neuen Testaments.

Das Schicksal dieser Arbeit lege ich in Gottes Hand. Ich habe zwar meine Habilitation und Probenvorlesung an der Leipziger Universität hinter mir. Aber ich möchte nie genötigt sein, diese Habilitation (Zulassung zum Hochschulamt) allein zur Grundlage meiner Lebensentwicklung zu machen. Vor mir steht eine heilige Lebensaufgabe, das Ringen um die ursprüngliche Gestalt des Neuen Testaments.“

So hat er schon frühe seine Lebensaufgabe erfaßt, und ihr ist er sein Leben lang treu geblieben. Geradlinig hat er sie bis zu seinem Tode verfolgt. Und wenn man sieht, was er auf diesem Gebiete in vierunddreißigjähriger unermüdlicher Arbeit geleistet hat, so kann man sich dem Eindruck nicht entziehen: er war von Gott dazu berufen.

\*



## Erste Erfolge

Um die Lebensarbeit Tischendorfs zu verstehen, muß der Leser einiges aus der frühesten Geschichte des Neuen Testaments wissen. Im Anfang hatten die christlichen Gemeinden natürlich noch kein Neues Testament. Als Heilige Schrift wurden bei den Versammlungen und Gottesdiensten nur Abschnitte aus dem Alten Testament, den Propheten und Psalmen, verlesen. Im übrigen aber wurde vorerst das Zeugnis von Jesus, die Hauptsache des christlichen Glaubens, noch ganz auf mündlichem Wege verkündigt. Diese Gemeinden hatten ja noch die lebendigen Zeugen der Taten und Reden Jesu vor sich, die Apostel und apostolischen Gehilfen. Außerdem gab es eine mündliche Überlieferung von dem, was die Apostel von Jesus bezeugten, die in den Gemeinden oft vorgetragen wurde. Aus dieser mündlichen Überlieferung, welche sich auf die apostolischen Selbsterlebnisse stützte, scheinen irgendwie die drei ersten Evangelien hervorgegangen zu sein, die ja so augenscheinlich, oft wörtlich miteinander übereinstimmen: das des Matthäus auf Grund seiner Sammlung der Reden des Herrn, die

beiden anderen von nicht apostolischen Männern, die aber unter der Aufsicht oder nach den Angaben von Aposteln arbeiteten, Markus und Lukas. Das vierte Evangelium, das seinen eigenen Weg geht, hat der hochbetagte Apostel Johannes anscheinend in den neunziger Jahren des ersten Jahrhunderts verfaßt. Später kamen noch die Briefe der Apostel hinzu, die zweifellos die ältesten Bestandteile des Neuen Testaments sind. Sie wurden zunächst in den Gemeinden, an welche sie geschrieben waren, als kostbare Schätze verwahrt und immer wieder vorgelesen. Nach einigen Jahrzehnten, namentlich seit dem Tode der Apostel, verschafften sich aber auch die anderen Gemeinden Abschriften dieser Briefe, um sie in den Gemeindeversammlungen vorzulesen.

Wer zum erstenmal alle diese Schriften zu einem einheitlichen Ganzen, einem Neuen Testament, zusammengefaßt hat, darüber haben wir keine Nachrichten. Wohl aber finden sich schon bei den frühesten christlichen Schriftstellern Zeugnisse, aus denen deutlich hervorgeht, daß solche Sammlungen vorhanden waren, die sich in den Gemeinden allgemeiner Anerkennung erfreuten, wenn auch die Sammlungen der verschiedenen Gemeinden in ihrer Zusammensetzung nicht ganz miteinander übereinstimmten. So setzt der Bischof Clemens von Rom schon ums Jahr 95 bei seinen Lesern die Bekanntschaft mit den Briefen an die Korinther, die Römer und die Hebräer als selbstverständlich voraus. Der Bischof Ignatius von Antiochien, gestorben etwa im Jahre 115, führt in einem seiner noch erhaltenen Briefe Stellen aus



den Briefen an die Korinther und Galater, sowie aus dem Evangelium Matthäus an und verweist seine Leser auf die Briefe des Apostels Paulus. Polykarp von Smyrna, gestorben im Jahre 155, nimmt Bezug auf die Briefe des Paulus und verwendet Stellen aus den Evangelien des Matthäus und Lukas. Auch der weitgereiste Justin der Märtyrer, gestorben etwa im Jahre 165, nimmt in seinen Schriften Bezug nicht nur auf die vier Evangelien, sondern auch auf die Offenbarung Johannis. Aus alledem, wie auch aus anderen Zeugnissen, die ich hier übergehe, geht klar hervor, daß sich schon um das Ende des ersten Jahrhunderts die Schriften der Apostel in den Händen der Gemeinden befunden haben müssen.

Besonders muß ich aber noch erwähnen das berühmte Fragment (Bruchstück) des Muratori, eines im Jahre 1750 verstorbenen Geschichtschreibers und Büchereiverwalters in Mailand. Er veröffentlichte das Bruchstück einer Handschrift aus der zweiten Hälfte des zweiten Jahrhunderts, welches der erste uns bekannte Versuch einer maßgebenden Sammlung der Schriften ist, die als zum Neuen Testament gehörig allgemein anerkannt waren. Danach bildeten damals 4 Evangelien, 13 Briefe des Apostels Paulus, der Brief des Judas und die Offenbarung Johannis das Neue Testament. Dabei wird erwähnt, daß ein Brief des Hermas, der den Titel „Der Hirte“ hatte, beim kirchlichen Gebrauch nicht zugelassen, also als apostolisch nicht anerkannt war. Außerdem werden noch einige Schriften genannt, die nicht als apostolisch anerkannt, aber doch teilweise noch im Ge-

brauch waren, so zwei Briefe des Paulus an die Gemeinden in Laodicea und Alexandrien, auch eine Offenbarung des Petrus, die aber nicht von allen Gemeinden anerkannt wurde. Der Jakobusbrief, der bekanntlich nicht vom Apostel Jakobus, sondern von dem gleichnamigen Bruder Jesu stammt, und der Hebräerbrief fehlen als nichtapostolisch, der Judasbrief, der zweite und dritte Johannesbrief gelten mehr als Anhang.

Der im Jahre 202 gestorbene Irenäus erwähnt gleichfalls als Teil des Neuen Testaments den Hirten des Hermas, und der etwa zwanzig Jahre später gestorbene Tertullian berichtet über den etwa ums Jahr 100 geschriebenen Brief des Barnabas, von dem er allerdings sagt, daß er sich nicht allgemeiner Anerkennung erfreut habe. Die beiden Briefe des Hermas und des Barnabas muß der Leser gut im Gedächtnis behalten, denn sie werden weiter unten eine Rolle spielen.

Selbst noch im vierten Jahrhundert war die Sammlung der Schriften des Neuen Testaments noch nicht völlig abgeschlossen. Denn Eusebius, der berühmte „Vater der Kirchengeschichte“, ein überaus gelehrter und zuverlässiger Mann, gestorben im Jahre 340, sagt, daß zu seiner Zeit die Briefe des Jakobus und Judas, der zweite Petrusbrief, der zweite und dritte des Johannes nur von einem Teil der Gemeinden als echt anerkannt, von anderen aber abgelehnt worden seien, während andere Schriften, die Paulusakten, der Hirte des Hermas, die Offenbarung des Petrus, auch die Offenbarung des Johannes zweifellos für unecht gehalten wurden.

Erst der bekannte große Kirchenvater Athanasius erklärt im Jahre 367 die 27 Bücher, die heute das Neue Testament bilden, als die allgemein anerkannte Heilige Schrift der christlichen Kirche. Und dabei ist es, da sich auch angesehene Synoden durch rechtsgültige Beschlüsse dafür erklärten, in der Folgezeit geblieben, wenn auch noch heute angesehene Forscher die genannten Schriften ebenso anzweifeln wie damals.

Diese Heilige Schrift wurde nun in einer immer mehr wachsenden Zahl von Abschriften vervielfältigt. Wie es heute für diesen Zweck Druckereien gibt, so gab es damals große und berühmte Schreibanstalten, in denen von bewundernswerten Schreibkünstlern für die ganze Welt Abschriften der verschiedensten Werke hergestellt wurden. Noch heute besitzen unsere Bibliotheken etwa 3000 Handschriften des Neuen Testaments, die aus elf Jahrhunderten vor Erfindung der Buchdruckerkunst stammen. Früher wurden die griechischen Handschriften, je nachdem sie den Herausgebern bequem zur Hand lagen, ohne strenge Prüfung abgedruckt. Erst seit den Arbeiten des hervorragenden württembergischen Theologen D. Albrecht Bengel ging man sorgfältiger zu Werke. Auf diesem Gebiete sollte die Lebensarbeit Tischendorfs bahnbrechend wirken. Schon seine Vorgänger hatten den Grundsatz befolgt, daß eine Handschrift natürlich um so wertvoller und maßgebender sei, je näher sie der Quelle, also der apostolischen Urschrift stehe. Sein letzter bedeutender Vorgänger auf diesem Gebiete, der Berliner Gelehrte Lachmann, hatte auf Grund der ältesten Handschriften den

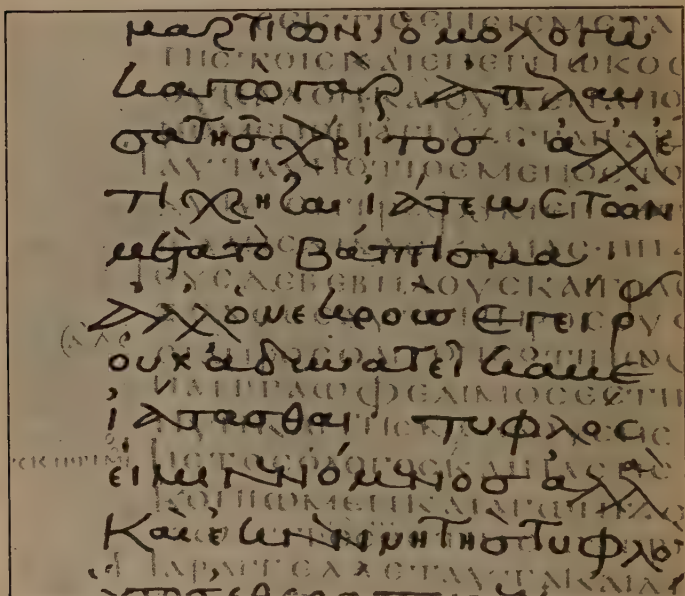
Text des Neuen Testaments so wiederherzustellen gesucht, wie er im vierten Jahrhundert in der Kirche gebräuchlich war. Aber diese Handschriften kannte man eben sehr unzureichend. Die allerwichtigsten und ältesten der damals bekannten Handschriften waren die folgenden:

1. Die Alexandrinische Handschrift im Britischen Museum in London, der sogenannte Codex A, mit einigen Lücken das ganze Alte und Neue Testament umfassend, kurz vor Tischendorfs Zeit durch englischen Fleiß und englisches Geld unter einem Kostenaufwand von 600 000 Mark veröffentlicht. Dieser Codex A ist nicht vor dem Jahre 450 geschrieben.

2. Die Vatikanische Handschrift, der Codex B, war längst aufgefunden. Aber man kannte sie nur sehr ungenau, weil der Papst niemand heranließ, um ihren kostbaren Inhalt durch Veröffentlichung der Wissenschaft zugänglich zu machen. Dieser Codex B ist im Alten und im Neuen Testament lückenhaft. Er stammt aus dem vierten Jahrhundert.

3. Der Pariser Palimpsest (zweimal beschriebenes Pergament) oder Codex C. Da der Leser den Namen Palimpsest wahrscheinlich nicht kennt, muß ich ihn erklären. Ein Palimpsest ist eine Pergament-Handschrift, auf der in alten Zeiten eine Schrift geschrieben war, die man aber in späteren Jahrhunderten, weil das Pergament teuer war, und weil die Menschen den Wert der alten Handschrift nicht mehr kannten, noch einmal zu einer andern Handschrift gebraucht hat. Zu diesem Zweck mußte natürlich die erste, ältere Handschrift möglichst

beseitigt oder unleserlich gemacht werden, was durch Abwaschen mit scharfen Stoffen erreicht wurde. An der beigegebenen Abbildung kann sich der Leser deutlich vor-



Ein Palimpsest

stellen, wie ein Palimpsest in griechischer Sprache aussieht.

Ein solcher Palimpsest, und zwar eine neutestamentliche Handschrift, lag also in der National-Bibliothek in Paris. Die ursprüngliche, aber gewegwaschene Schrift ist, wie



sich später herausstellte, noch vor Mitte des fünften Jahrhunderts entstanden, also ungefähr zur selben Zeit wie die Alexandrinische Handschrift. Im zwölften Jahrhundert wurden nach tunlicher Beseitigung der früheren Schrift Abhandlungen des im Jahre 378 als Vorsteher der theologischen Schule in dem mesopotamischen Edessa gestorbenen Syrer's Ephräm darüber geschrieben. Dabei war aber der ursprünglichen Schrift so übel mitgespielt worden, daß ihre Enträtselung den Gelehrten große Kopfschmerzen verursachte. Soviel hatte man zwar durch unzählige Versuche herausgebracht, daß auf diesem Palimpsest ursprünglich das Neue Testament oder Teile desselben geschrieben waren. Aber im einzelnen erwiesen sich alle Versuche der Entzifferung als erfolglos. Der Direktor der Bibliothek Capperonier hatte schließlich erklärt, kein Sterblicher werde die unter der Schrift Ephräms des Syrer's verborgene Urschrift jemals enträtseln können.

4. Endlich gab es noch eine früher im Besitze Bezas gewesene, jetzt in der Pariser Nationalbibliothek aufbewahrte Handschrift von Clermont, den Codex Claramontanus oder Codex D, der noch keine sorgfältige Herausgabe erfahren hatte. Lachmann, der berühmte Vorgänger Tischendorfs, hatte 1840 erklärt, durch den Abdruck des Codex regius Ephraemi und des Claramontanus könnten sich Pariser Gelehrte ein unsterbliches Verdienst um die Wissenschaft des Neuen Testaments erwerben. Die Handschrift enthält in griechischer und lateinischer Sprache sämtliche vierzehn Briefe des Apostels Paulus



Konstantin von Tischendorf  
Zur Zeit seines Pariser Aufenthalts



Angelika Zehme  
Tischendorfs Braut

und hat ihren Namen daher, daß sie aus einem Kloster in Clermont in Frankreich stammte.

Die erste Aufgabe, an welche sich Tischendorf wagte, war die kritische Bearbeitung des ganzen Neuen Testaments nach Vergleichung aller bis dahin bekannten alten Handschriften. Aus einzelnen Professorenkreisen in Leipzig wurde er ob seiner Kühnheit, in so jugendlichem Alter eine so gewaltige Aufgabe zu lösen, nicht wenig verspottet, ja angefeindet. Er schrieb darüber an seine Braut:

„Leipzig, Oktober 1840: Endlich bin ich am Vorabend der Vollendung meines Neuen Testaments. Eine Riesenarbeit hat auf mir gelastet, und es wird mir später selbst unglaublich scheinen, daß ich ein Buch, das mir Fluch und Segen bringen wird, Schmähung und Ruhm, in weniger als einem Jahr vollenden konnte. Sein Schicksal lege ich in Gottes Hand. Mag Neid, Kleinmeisterei und Engherzigkeit mich verdächtigen, ich weiß, ich habe ernst und heilig gerungen mit aller, wenn auch schwacher Kraft. Doch habe ich auch ansehnliche und einflußreiche Freunde. Mein geliebter Bischof Dräseke hat mir so herzlich geschrieben. Er begrüßte mein *Novum Testamentum graece* als den „Grundstein meiner literarischen Unsterblichkeit“ und will dem König von Preußen bei der Hulldigung ein Exemplar des Buches übergeben. Auch der preußische Minister Eichhorn will mich aus diesem Anlaß persönlich empfangen. Mag man mich verdächtigen, als verfolgte ich etwas anderes als ein himmlisch vorleuchtendes Ziel, glaube Du das nicht!“

Als die Herausgabe dieses Erstlingswerkes, des Vor-

läufers von so vielen anderen und größeren, vollendet war, ging er sofort an eine andere Aufgabe. Der Codex D oder Claramontanus in Paris und der Pariser Palimpsest, Codex C, ließen ihm keine Ruhe. Zwar hatten die namhaftesten Vertreter der Wissenschaft die Entzifferung des letzteren für ein Ding der Unmöglichkeit erklärt. Aber er wollte selbst sehen. Wieder erhoben sich angesehene Stimmen gegen ihn und sein Unternehmen. Aber er schrieb an seine Braut: „Ich habe jetzt ein Jahr des gewaltigen Strebens, der Sorgen, der Schmerzen, aber auch Stunden der Erhebung erlebt. In meiner Reiseangelegenheit habe ich eine traurige Erfahrung über die andere gemacht. Ich kann ja das Unternehmen in Paris nicht durchführen ohne ein Stipendium unseres Kultusministeriums. Das suchen manche zu hintertreiben. Aber ich verzage nicht. Der Vater im Himmel, ich glaube es voll christlicher Freudigkeit, hat mich lieb, denn er züchtigt mich. Was ist doch eigentlich die ganze Schuld, für die ich leide? Daß ich den bequemen Weg der Studien, auf dem ich mir auch das Ausgezeichnete leisten könnte, verlasse und ins Außerordentliche falle. Bei Gott aber, ich fühl's im tiefsten Grunde der Seele, es ist in mir nicht ein eitles, hochmütiges Verlangen, es ist ein begeistertes, hohes Streben, dem ich mich selber nicht widersetzen kann.

„Jetzt im Oktober also reise ich nach Paris, nachdem mir das Kultusministerium das Reisestipendium bewilligt und mein geliebter Bruder mir eine ebenso große Summe versprochen hat. Ich gedenke mich mit Aufwendung aller meiner Talente so viel als möglich selbst zu erhalten.

Dann kommen noch weitere Ziele. Das fernste ist Rom! Ich bin auf alles gerüstet und werfe mich, ein kühner, aber doch besonnener Schwimmer, in den Strudel."

So richtete er denn sein Angesicht getrost nach Paris, um sich an eine Aufgabe zu wagen, die bisher noch niemand hatte lösen können. Er betrat damit die Laufbahn, die ihn von da an von Erfolg zu Erfolg führen sollte.

\*





## Wachsende Erfolge

In seinem siebenundzwanzigsten Lebensjahre, im Herbst 1840, reiste Tischendorf nach Paris. Dort lagen in der öffentlichen Bibliothek die beiden wertvollen Handschriften, die wir schon oben kennengelernt haben, der Codex Ephraemi und der Codex Claramontanus, als ungehobene Schätze. Sie waren es, die ihn in die Weltstadt an der Seine lockten. Die Herausgabe des Claramontanus bot ja keine besonders großen Schwierigkeiten. Um so schwieriger war die Sache beim Codex Ephraemi. Hier schien die Aufgabe unlösbar. Als der junge Gelehrte auf der Bibliothek diese Handschrift verlangte, wurde sie ihm zwar bereitwillig geholt. Aber mit mitleidigem Lächeln erklärten die Bibliothekare: „An diesem Palimpsest haben sich schon die berühmtesten und fachkundigsten Gelehrten versucht und nichts erreicht. Erst vor sechs Jahren haben wir das Pergament aufs sorgfältigste und vorsichtigste einer chemischen Behandlung unterzogen, um die weggewaschene und überschriebene alte Handschrift wieder leserlich zu machen, und alles war vergebens. Wenn Sie als junger Anfänger glauben, es besser zu verstehen, so versuchen Sie Ihr Glück! Aber wir können Ihnen zum voraus sagen: erreichen werden Sie nichts.“

Und doch war hier endlich der Ritter gekommen, der das Dornröschen der alten Handschrift aus tausendjährigem Schlaf erwecken sollte. Er war zu seiner kühnen Arbeit nicht nur durch seinen Eifer und seine wissenschaftliche Befähigung, sondern auch durch sein Auge in besonderem Maße ausgerüstet. Als seine Mutter guter Hoffnung war, hatte sie der Anblick eines sehr unglücklichen Blinden aufs tiefste bewegt. Von da an war es immer wieder das Gebet der frommen Frau: Herr, laß nur mein Kind nicht blind werden! Es war wie eine Erhörung dieser Gebete, daß ihr Konstantin von Kind auf mit einer so scharfen Sehkraft gesegnet war, wie sie nur selten vorkommt.

Entschlossen machte er sich ans Werk. Anfangs schien es auch ihm fast ein Ding der Unmöglichkeit, die Aufgabe zu lösen. Aber mit seiner unbeugsamen Willenskraft und seinen Falkenaugen ließ er sich durch nichts entmutigen. Es war eine Riesenarbeit. Tag für Tag saß er in der Bibliothek vor dem uralten Codex und untersuchte die verblaßten, verwaschenen griechischen Buchstaben, die unter den darüber geschriebenen derben syrischen Zügen schwach hervorschimerten. Buchstabe für Buchstabe wurde geprüft, alle Möglichkeiten erwogen, bis endlich das Richtige gefunden war. Und so ging es fort, Buchstabe für Buchstabe, Zeile für Zeile, Blatt für Blatt, zwei lange Jahre hindurch.

Mit Staunen verfolgten die Konservatoren der Bibliothek die wachsenden Erfolge des jungen deutschen Gelehrten. Immer größere Hochachtung bewiesen sie ihm und leisteten ihm jeden nur möglichen Vorschub. Und seine Arbeit endete in der That mit einem vollen Erfolg.

Was nach dem Ausspruch der besten Kenner nie einem Sterblichen gelingen würde, war Tischendorf gelungen. Er hatte den ganzen Pariser Palimpsest Wort für Wort entziffert. Als er die Weltstadt kurz nach Neujahr 1843 verließ, hatte er die Genugthuung, die ganze Bibel Alten und Neuen Testaments nach dem bisher so geheimnisvollen Palimpsest aus dem fünften Jahrhundert gedruckt in Händen zu haben. Und auch den andern Schatz, den Codex Claramontanus, die Briefe des Apostels Paulus enthaltend, hat er gehoben, nach einigen Jahren im Druck veröffentlicht und damit der ganzen wissenschaftlichen Welt zugänglich gemacht.

In der gelehrten Welt erregten diese Erfolge das größte Aufsehen. Alles pries den neuen Stern auf dem Gebiete der Palaeographie (der Kunde ältester Schriften), und in ganz Europa wurde der Name Tischendorf mit Bewunderung und Anerkennung genannt. Jetzt öffneten sich ihm willig alle Bibliotheken, in denen er alte Bibelhandschriften erforschen wollte. Immer weiter dehnte er seine Forschungen aus. Er reiste nach London und Holland, machte dort nicht nur wertvolle Entdeckungen, sondern erweiterte auch seine Kenntnisse und Fähigkeiten in Beurteilung der ältesten Handschriften. Dann reiste er in die Schweiz und nach Italien und durchforschte die Bibliotheken in Venedig, Mailand, Turin, Modena, Florenz und Neapel. Selbstverständlich ging er auch nach Rom, wo die wertvollste aller damals bekannten Handschriften des Neuen Testaments, der Codex Vaticanus, im päpstlichen Palaste ruhte und noch immer der wissenschaftlichen

Forschung vorenthalten wurde. Um ihm beim Papst die Türen zu öffnen, hatten ihm der sächsische Prinz Johann, der nachmalige König, aber auch der Erzbischof von Paris und der französische Gesandte in Dresden, sehr warme Empfehlungsschreiben mitgegeben. Der Papst Gregor XVI., der ohnehin von den Erfolgen des jungen Gelehrten gehört hatte, empfing ihn freundlich und schien ganz geneigt, ihm den berühmten Codex zu überlassen, um seinen Text im Druck herauszugeben. Aber in Rom kann bekanntlich auch der Papst nicht immer, wie er will. Der Hüter des Schazes, der Cardinal Mai, hatte selbst die Absicht, den Codex herauszugeben, wollte den Ruhm nicht einem anderen überlassen und wußte die Absicht des Papstes zu hintertreiben. Die altehrwürdige Handschrift durfte Tischendorf nur sechs Stunden lang in Händen halten, und das konnte ihm natürlich nichts helfen. Aber was diesmal nicht gelang, sollte ihm später doch gelingen. Im Jahre 1867 gab er auch diese Handschrift unter dem Titel *Novum Testamentum Vaticanum* heraus.

In den nächsten Jahren folgte eine wichtige Veröffentlichung der anderen. Die ganze Ausbeute seiner für die christliche Kirche und die Bibelforschung wichtigen Arbeiten und Funde faßte er im Jahre 1846 in seinem Werke *Monumenta sacra inedita* zusammen. Und namentlich erschien in immer neuen und verbesserten Auflagen sein griechisches Neues Testament, das, von den namhaftesten Gelehrten mit größter Anerkennung begrüßt, fortan in der ganzen Welt dem Studium des heiligen Buches in der Ursprache zugrunde gelegt wurde.



## Die erste Reise zum Sinai 1844

Die Leidenschaft seines Lebens hatte den jungen Leipziger Gelehrten gepackt, und sie ließ ihn nicht mehr los. Er wollte alles daransetzen, um der Christenheit den ursprünglichen Text des Neuen Testaments wiederherzustellen. Im Abendlande hatte er alle Bibliotheken durchforcht, welche für diesen Zweck in Betracht kamen. Jetzt richtete er seine Blicke ins Morgenland.

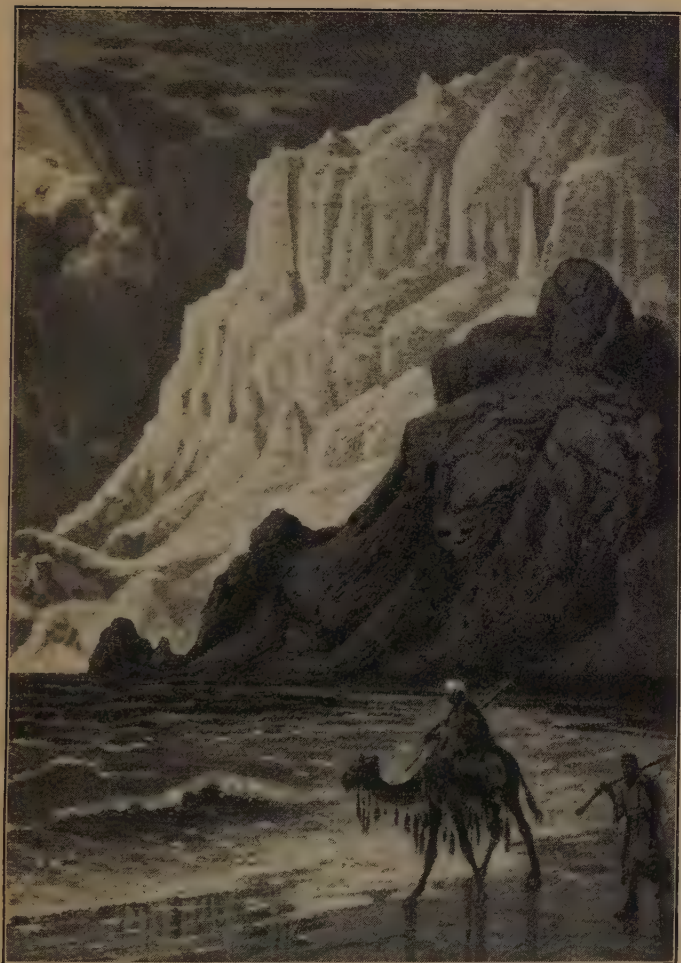
Das war auch ganz natürlich. Denn woher stammten all diese uralten Handschriften, der Pariser Codex Ephraemi, der Vaticanus, der Claramontanus und sämtliche griechische Urkunden, welche die europäischen Bibliotheken als ihre größten Kleinodien hüteten? Doch alle aus dem Morgenlande, wo die Wissenschaft, und ganz besonders die christliche, ihre früheste Pflege gefunden hatte. Immer wieder, wenn er vor einer solchen uralten Handschrift saß, wanderten seine Gedanken in jene fernen Länder, wo sie einst von einer längst vermoderten Hand geschrieben worden war. Konnten nicht dort an alten Bischofssitzen, in Bibliotheken, in Klöstern und verborgenen Klosterwinkeln noch mehr solche Schätze liegen, in Gefahr, unter den Hän-

den unwissender Mönche zugrunde zu gehen? Konnten sie nicht noch gerettet werden? War es nicht Pflicht, es zu versuchen, solange es noch Zeit war? Diese Gedanken wurden immer mächtiger in ihm, bis er ihnen nicht mehr widerstehen konnte. Er entschloß sich, ins Morgenland hinauszuziehen, ein Kaufmann, der köstliche Perlen suchte.

Über seine Pläne schrieb er im Dezember 1843 an seine Braut: „Das Kultusministerium hat mich aufs glänzendste instand gesetzt, in den Orient zu steuern. Ich habe diese Nachricht mit Tränen des Entzückens empfangen. Es war mir, als ob ich einem großen heiligen Christfest entgegenginge. Wie segnet mich Gott! Jerusalem wird um die Tage meiner Zukunft einen verklärenden Schimmer werfen. Die goldene Frucht dieser Reise hängt über einem Abgrund! Aber das ist es ja eben, was mich glücklich macht, daß ich die heiße Schlacht schlagen darf, aus der ich mit dem ewigen Lorbeer Segen erkämpfe für die Kirche, für die Wissenschaft, fürs Vaterland. Ginge ich unter, ich ginge im schönsten Streben unter. So fände ich schnell statt des leeren Grabes den Helden des Ostertages. Von hier in Verona will ich nach Mailand, im Januar nach Turin, im Februar zum letztenmal nach Florenz, im März nach Livorno, von wo ich mich einschiffen werde nach Alexandrien, dann zum Sinai, Jerusalem, Konstantinopel, zum heiligen Berge Athos, um dann über Griechenland nach Triest und nach Leipzig zurückzukehren.“

Eine solche Reise war damals noch nicht so leicht und verhältnismäßig billig zu machen wie heute. Sie war ein großes Unternehmen, das weithin Aufsehen machte. Es





Ōſchebel Marha  
Zu Seite 41

gehörte für den neunundzwanzigjährigen, des Morgenlandes unkundigen Universitäts-Professor schon ein großer Entschluß dazu. Aber selbst die größten Schwierigkeiten konnten ihn nicht abhalten, der inneren Stimme zu folgen.

Im April 1844 reiste er von Livorno in Italien zum erstenmal nach Agypten ab. Auch hier gab es manche alte Klöster aus der Blütezeit des Mönchtums zu besuchen. Aber sie waren beim Ansturm der wilden Scharen Muhammeds alle geplündert worden. Darum zog ihn mehr als alles andere wie ein mächtiger Magnet der Sinai an.

Was lockte ihn denn so unwiderstehlich dorthin? Es war das mehr als dreizehnhundertjährige Kloster, das sich am Fuße des Sinai befindet. Vor allen anderen Klöstern des Morgenlandes hatte es den großen Vorzug, daß es das einzige war, das nie, auch nicht während des Siegeszuges der muhammedanischen Eroberer, zerstört worden war. Auf dem Dach des Klosters steht eine kleine Moschee, ein muhammedanischer Gebetsplatz. Man sagt, daß die schlauen Mönche beim Herannahen der Krieger des falschen Propheten schleunig diese Moschee errichtet und damit das Kloster vor Plünderung und Zerstörung errettet haben. Denn nach Muhammeds Vorschrift durfte eine Moschee nie zerstört werden. So war das Kloster, das einst Kaiser Justinian im Jahre 530 zu Füßen des heiligen Berges begründet hatte, mehr als tausend Jahre unangetastet geblieben. Dazu führte es in der todeseinsamen Wüste ein so stilles, vor der Welt verborgenes Dasein, daß sich fast nie feindliche Scharen

dahin verirrten. Auf diese wichtigen Tatsachen gründete Tischendorf seine Hoffnung, hier wertvolle alte Handschriften des Neuen Testaments zu finden.

Staunend, wie jeder, der zum erstenmal das Wunderland der Pyramiden betritt, sah Tischendorf die fremde Welt an, in die er sich mit seiner Landung in Alexandrien versetzt sah. Aber nicht lange hielt es ihn am Nil. Der Sinai, der Sinai, der alte Gottesberg mit seinen himmelragenden Schroffen, stand Tag und Nacht vor seiner Seele. Daher war er schon Mitte Mai unterwegs, um durch die Wüste dorthin zu reisen.

Das war eine Reise, wie sie der Leipziger Professor noch nie gemacht hatte. Da war keine Eisenbahn, keine Straße, kein Wagen. Auf dem Rücken des Kamels ritt er in zwölf Tagen von Kairo bis zum Katharinenkloster am Sinai. Er hatte als Dolmetscher einen Dragoman bei sich, die kleine Karawane zählte sonst drei Beduinen und vier Kamele. Früh vor Sonnenaufgang wurde aufgeschlagen, von 10 bis 5 Uhr wegen der Hitze im aufgeschlagenen Zelt gerastet, dann wieder von 5 bis 11 Uhr nachts weitergeritten. Um Mitternacht legte sich der Reisende gewöhnlich nieder, natürlich todmüde von dem ungewohnten Kamelsritt. Nachts wurde das Zelt nicht aufgeschlagen, denn warm genug war es in der Wüste, und man brauchte nicht wie am Tage die Sonnenhitze durch das Leinwanddach abzuhalten. Sein Lager war dann von seinen Koffern umstellt, die geladene Doppelflinte lag neben ihm, und einer der Beduinen mußte immer Wache halten. Über ihm strahlte in nie gesehener Pracht der

gestirnte Himmel des Morgenlandes, und in der Ferne brüllten die weidenden Kamele.

Gleich am ersten Tage lastete auf dem abendländischen Kamelreiter eine schier unerträgliche Hitze, denn der Mai ist dort der heißeste Monat des ganzen Jahres. Er mußte fortwährend schwitzen wie in einem Dampfbad. Dazu flog ihm infolge eines kurzen Windstoßes, der vom Roten Meer herüberwehte, sein Strohhut davon, der unentbehrliche Schutz vor den Glutstrahlen der Sonne. Alle drei Beduinen jagten ihm nach, aber sie kamen nach drei Viertelstunden ohne ihn zurück. Indessen, ohne Hut konnte die Reise nicht fortgesetzt werden. Also nochmals zurück und die ganze Nacht gesucht, bis sie am nächsten Morgen um 8 Uhr mit dem verlorenen daherkamen.

Natürlich war alles mitgenommen, was während solch einer zwölfstägigen Durchquerung der Wüste, wo man nichts einkaufen kann, unentbehrlich ist, Küchen- und Eßgeschirr, Salz, Gewürz, Streichhölzer, die einfachsten Bedürfnisse, an die man sonst bei einer Reise nicht denkt, und vor allem Wasser, das eines der Kamele in großen Tonkrügen mittrug. Da der Suezkanal noch nicht gegraben war, wateten die Kamele mit ihren Reitern durchs Rote Meer, ungefähr an derselben Stelle, wo einst die Israeliten trockenen Fußes hinüberggegangen sind. Das erste asiatische Nachtlager wurde an den Mosesquellen, Ujuun Muussa, unter Palmen und an frischen Quellen gehalten, da, wo auch Mose und die Kinder Israel ihr erstes Nachtlager in der Freiheit gehalten haben sollen.

Dann ging's durch unbeschreiblich öde, wasserlose Stret-

ken, auf denen die wandernden Israeliten einst schier ver-  
schmachten und verzweifeln wollten. In Ain Hauaara  
wurde das alte Mara mit seinem bitteren Wasser, in  
Uadi Karandel das liebliche Elim der isralitischen Wan-  
derung mit seinen Palmen und Quellen begrüßt. Am  
nächsten Tage trat die erhabene Gebirgswelt der Sinai-  
gruppe zum erstenmal in den Gesichtskreis. Durch ein  
himmelragendes Gebirgstor, zu dessen beiden Seiten die  
nackten Felswände aufragten, ging's noch einmal ans  
Rote Meer, wo Tschendorf wie vor 3000 Jahren Mose  
mit seinem Wandervolke noch einmal unterhalb der un-  
geheuern Felswände des Raas Abu Seniime dicht am  
rauschenden Meere übernachtete. Zur Zeit der Pharaonen  
war hier ein belebter Hafenplatz, heute ist es todes einsam.

Von hier ging es auf menschenverlassenen Pfaden zwi-  
schen majestätischen, freideweißen Gebirgswänden über die  
Ebene Marha, und dann tiefer hinein in die Berge und  
Täler der großartigen Sinaigruppe.

Es ist hier nicht der Ort, die landschaftlichen Groß-  
artigkeiten dieses Weges näher zu beschreiben, das habe  
ich schon in meinem Buche „Durch die Wüste zum Sinai“  
getan. Darum will ich nur die merkwürdigsten Punkte  
und Strecken kurz streifen.

Nach Durchquerung der Ebene Marha führte der Weg  
durch den wilden Bergpaß Nugh el Budra und den  
Uadi Schäläl ins Urgebirge hinein. Von hier sahen  
von allen Seiten die ältesten Gestaltungen der Erdrinde  
auf den Reisenden hernieder: Gneiß, Granit, Glimmer,  
Syenit, Porphyry. Nie, ehe ich selbst hier durchritt, hätte




ich geglaubt, daß es nackte Felsengebirge ohne den geringsten Pflanzenwuchs von solcher Farbenpracht auf Erden gebe. Die Bergriesen schimmern in den buntesten Farben: rot, grün, gelb, weiß, schwarz, schokoladenbraun. Immer imponierender erhob sich in der Ferne der stolzeste Gipfel der Sinaigruppe, der Serbaal. Schroffe und schroffste Berggipfel verbanden sich zu langen Ketten. So ritt Tischendorf über den wilden Bergpaß Nugh el Budra mit seinen treppenartigen Steigungen, durch den von Porphyrwänden eingeschlossenen ungeheuern Felsenkanal des Uadi Maraara mit den alten Türkisminen der Pharaonen, durch das berühmte Inschriftental Uadi mukättäb mit seinen merkwürdigen Inschriften auf den Felswänden, durch die wundervolle Palmenoase Uadi Faraan, um die sich die Umalekiter und unter Josua die Israeliten stritten, und wo man unter den Bäumen noch heute das Manna findet. Es ist landschaftlich eines der großartigsten Gebilde, die man in fünf Welttheilen sehen kann. So ritt Tischendorf mit staunenden Augen durch diese Wunderwelt, bis er am zwölften Tage endlich von ferne das Katharinenkloster, das Ziel seiner Sehnsucht, erblickte.

Beim Austritt aus einem eingeschlossenen Felsenweg erblickte er ein Thal, über dem in naher Ferne ins wolkenlose Blau jene majestätischen Granitberge hinaufragten, auf denen Juden, Christen und Muhammedaner den Ort der Gesetzgebung auf dem Sinai verehren. Bald stand er in der weiten Ebene Raaha, über der sich der nördliche nackte Fels des Sinai in schroffster Gestalt erhebt. Rechts



davon erschienen am Rande der Sandwüste einige grüne Stellen, ein in der dünnen Wüste erstaunlicher Anblick. Es waren die zwei Klostergärten des Katharinenklosters. Dahinter wurde in schmaler Schlucht das festungsartige Kloster sichtbar. Hoch klopfte das Herz Tischendorfs, als er endlich den Ort vor sich sah, von dem er zuletzt Tag und Nacht geträumt hatte. Die Kamele wurden zu raschem Lauf angetrieben, und um 10 Uhr stand die Karawane vor den Steinmauern des Sinaitklosters. Nach wiederholtem Rufen öffnete sich in einer Höhe von zehn Metern hoch oben die einem Fenster gleichende Klosterpforte. Ein Korb wurde am Seil herabgelassen und mit dem hineingelegten Empfehlungsschreiben des Kairiner Tochterklosters wieder hinaufgezogen. Das Schreiben wurde geprüft und in Ordnung gefunden. Darauf wurde, da es damals noch keine Tür zu ebener Erde gab, das starke Seil wieder heruntergelassen, aber diesmal mit einem Querbalken, auf dem die Gäste rittlings durch die Luft in die Höhe befördert wurden. Das war eine damals noch streng beobachtete Einrichtung, um das Kloster vor räuberischen Überfällen zu sichern.





## Der erste Aufenthalt im Katharinenkloster

Das Sinai kloster verdankt zwar seine Entstehung dem Gedächtnis an die Gesetzgebung am Sinai, aber seinen Namen hat es von der heiligen Katharina erhalten. Auch einer der majestätischen Berge der Sinaigruppe, der Dschebel Kathriin, ist nach ihr benannt.

Wer ist diese heilige Katharina? Es ist im Unterschied von der Katharina von Siena, der Hauptheiligen des Dominikanerordens, und von der Heiligen des Franziskanerordens Katharina von Bologna jene Katharina von Alexandrien, die „immer Reine“, wie ihr griechischer Name besagt, die gefeierte Heilige des Morgenlandes. In Alexandrien lebte sie, so berichtet die Legende, einer fürstlichen Familie entsprossen, wunderbar schön, gelehrt, eine auserwählte Kennerin der Wissenschaften, und ihrem Heiland in innigem Glauben ergeben. Dort lernte sie der römische Kaiser Maximin (307—313), einer der letzten Verfolger des Christentums, eine Zeitlang Mitkaiser Konstantins des Großen, kennen, faßte eine heftige Nei-

gung zu der herrlichen Jungfrau und verfolgte sie mit unsittlichen Anträgen.

Um sich vor den Zudringlichkeiten und der Gewalt des Kaisers zu retten, flüchtete sich die „immer Reine“ hinüber in die einsamen Felstäler des Sinai, wo sie ferne von der verderbten Welt ihrem Gott ihr Leben weihen wollte. Aber auch hier erspähten sie die Spürhunde des Kaisers. Sie wurde ergriffen, gewaltsam nach Alexandria zurückgeschleppt und dort eingekerkert, bis sie Vernunft annahme und ihrem spröden Christenglauben entsagte. Fünzig heidnische Philosophen wurden zu ihr ins Gefängnis geschickt, um ihren Glauben zu widerlegen. Aber alle wurden von ihr, der Meisterin der Disputation, glänzend überwunden, und zweihundert Prätorianer wurden durch die unwiderstehliche Überzeugungskraft der Gefangenen für den Gekreuzigten gewonnen. Da riß dem Kaiser der Faden der Geduld. Er befahl, sie hinzurichten. In frommer Ergebung, mit Gebeten und Lobpreisungen Gottes, folgte Katharina den Schergen auf den Richtplatz. Dort wurden die Glieder der schönen Blutzugin aufs Rad geflochten. Aber das Rad zerbrach, als sträubte es sich, zu einer so schändlichen Hinrichtung mißbraucht zu werden. Da griffen die Henker zum Schwert und enthaupteten sie. So fiel sie im Jahre 307 als ein Opfer jener letzten und schrecklichsten Verfolgung, die über die Christenheit dahinging, ehe Konstantin die Fahne des Kreuzes hoch über das ganze römische Reich erhob.

Aber Engel, so berichtet die Sage weiter, kamen hernieder, hoben mit sanften Händen den Leichnam der Heili-

gen auf und trugen sie über Land und Meer davon, dahin, wo sie einst Zuflucht gesucht hatte, und legten sie auf der höchsten Spitze der Halbinsel nieder, die von nun an ihr zu Ehren den Namen Oshebel Kathriin erhielt. Rebhühner folgten der von Engels Händen Getragenen über Meer und Gebirge durch die Lüfte, ein anspruchloses und doch rührendes Leichengefolge, damit doch wenigstens aus dem Tierreiche jemand der Heiligen die letzte Ehre gebe, da es von Menschen niemand tun konnte. Müde vom Flug über Meere, Täler und Gebirge ließen sie sich um den Leichnam der Heiligen auf den trockenen Felsen nieder. Aber zum Lohn für ihren schönen Dienst ließ Gott auf dem Oshebel Kathriin für die Rebhühner eine Quelle entspringen, die noch heute den Namen Birr eschschunmaar (Rebhuhnquelle) führt. Seitdem adelt die Erinnerung an die heilige Katharina diesen höchsten Gipfel der Sinai-gruppe, dessen Bild der Leser hier im Buche findet. Mit seinen schwarzen und dunkelgrünen Massen steigt er ernst empor, ein himmelragendes Denkmal der treuen Bekennerin von Alexandria.

Sage und Dichtung haben sich der liebwerten Gestalt der Heiligen bemächtigt. Die Maler haben sie unzählige Male dargestellt und ihr als Sinnbilder eine Krone, in die eine Hand ein zerbrochenes Rad, in die andere als Zeichen ihrer Gelehrsamkeit ein Buch gegeben. Die philosophische Fakultät der Pariser Universität hat sie als Königin der Philosophen sogar zu ihrer Schutzpatronin erwählt. Aber das Beste glauben doch die Mönche des Sinaitklosters zu haben, ihren Leichnam, den sie eines Tages



auf dem Dschebel Ratharin fanden und in kostbarem Sarge in ihrer Klosterkirche beisetzen. Seither trägt das Kloster den in der ganzen Welt bekannten Namen Ratharinenkloster.

Der Paß Nugh el Budra  
Vgl. S. 42



Auch abgesehen von dieser Sage ist das Katharinenkloster gewiß eines der merkwürdigsten, wenn nicht überhaupt das merkwürdigste Kloster der Welt. Als eine Festung zum Schutz der umwohnenden Einsiedler und Wüstenheiligen hat es der Kaiser Justinian in Konstantinopel im Jahre 530 bauen lassen. Später, als sich die Einsiedler gegen die räuberischen Beduinen nicht mehr halten konnten, zogen sie alle in die Festung. Darum hat das Kloster, wie unser Bild zeigt, auch heute noch ganz das Aussehen einer Festung. Eine hohe Granitmauer umgibt in Gestalt eines ungleichmäßigen Vierecks die gesamten Bauten. Wir haben schon gehört, daß die Mönche sich gegen die Räuber auch dadurch sicherten, daß die Eingangstür mehrere Stockwerke hoch lag, so daß man nur mit einer Winde durch die Luft hinaufgehaspelt werden konnte.

Innerhalb des Klosters angekommen, sieht man ein Vielerlei von mannigfaltigen, regellos durcheinander aufgerichteten Gebäuden, in denen man sich nicht ohne weiteres zurechtfinden kann. Planlos wurde in vierzehn Jahrhunderten je nach Bedarf immer wieder ein Gebäude neben das andere gesetzt. Säle, Kirche, Wohnhäuser, Zellen, Umgänge, Balkone, offene Höfe und Terrassen, vergitterte Altane, Unterführungen, die wie Maulwurfsgänge unter den Häusern dahinführen, alles überragt von den beiden Türmen, dem gut gebauten christlichen Glockenturm und dem altersschwachen muhammedanischen kleinen Minarett. Von beiden sehen Kreuz und Halbmond brüderlich auf den wunderlichen Kirchenstaat der Väter vom



heiligen Berge Sinai herab. Manche Mönchszellen sind wie Schwalbennester hoch in die Zinnen der Festungsmauer gebaut, so daß die Brüder von ihren Gelassen aus halbsbrecherische Spaziergänge auf der höchsten Mauerkante machen können.

Das Katharinenkloster ist nicht das einzige, das diesem Orden gehört. Die Väter vom Berge Sinai haben außerdem noch Klöster in Sueß, Toor am Roten Meer, Rairo, wo ihr Erzbischof seinen Sitz hat, Syrien, Kreta, im Kaukasus und auf dem Balkan, wo sie freilich durch den Weltkrieg viel von ihrem dortigen großen Vermögen verloren haben.

Das Mutterkloster ist aber natürlich das Katharinenkloster. Hier hausen die „frommen Väter“ fast seit andert-halb tausend Jahren. Würden sie nun hier, wie einst die heilige Katharina, ernste geistige Beschäftigung treiben, so könnte auch ein solches Klosterleben fruchtbar und segensreich sein. Aber hier sind keine Hörsäle, wo Scharen lernbegieriger Jünger zu Füßen ihrer Meister die Wahrheit erforschen; keine schreibkundigen Klosterbrüder, die, wie in alten Zeiten, durch künstlerische Abschriften die Wissenschaft bereichern; keine Denkerstirnen, welche Gänge und Galerien der weiträumigen Klostergebäude bevölkern; keine Zellen, in denen Geisteskämpfer wie Luther in Erfurt geistliche Kämpfe ausfechten. Das ganze Leben im Kloster ist in dieser Beziehung wie ein ausgebrannter Krater. Die Religion ist verkümmert zu einer täglichen Last vorgeschriebener und mürrisch geleisteter Andachten, und zu einer mageren Speisekarte ausführlicher Fastengebote.

Wein ist nach der Regel des heiligen Basilus streng verboten; aber die schlauen Mönche haben, wie mir der Abt oder Archimandrit selbst erzählte, herausgefunden, daß Branntwein in jener Regel nicht verboten, also — gestattet sei. Diesen Uraki oder Palmschnaps, den sie auch mir wiederholt anboten, wissen die heiligen Väter allerdings vorzüglich zu brennen. Er ist leider das einzige „geistige“ Erzeugnis, dessen sie sich rühmen können. Der Gottesdienst, eine endlose Reihe von Liturgien, findet täglich achtmal statt, und jeder muß ihm täglich viermal beiwohnen, zweimal am Tage, zweimal bei Nacht. Auch Tischendorf, der sich schon um seiner Arbeit willen bemühte, die Väter von ihrer besten Seite zu nehmen, schrieb in seinem ersten Briefe an seine Braut folgenden Stoßseufzer: „Seit acht Tagen bin ich nun im Katharinenthloster. Aber diese Bande von Mönchen! Hätte ich militärische Gewalt und Kraft, ich würde ein heiliges Werk tun,würfe ich dieses Gesindel über die Mauern. Wie traurig, wenn man sehen muß, wie der Mensch seine Gemeinheit, seine Sämmerlichkeit mitten hinein in die wundervolle Erhabenheit dieser Bergwelt trägt!“ Das waren für seine Aufgabe allerdings schlimme Zustände, welche trostlose Ausichten eröffneten. Denn wenn auch das Kloster wirklich noch alte Handschriften besessen haben sollte, wer von dieser ganzen Gesellschaft konnte deren Wert würdigen?

Aber wir müssen uns doch ein wenig im Kloster umsehen. Sein größtes Heiligtum ist die tiefgelegene „Kirche der Verklärung“. Sie ist eine der merkwürdigsten Kirchen

der Welt, schon wegen ihres hohen Alters. Vor 1400 Jahren wurde sie vom Kaiser Justinian erbaut, und zwar mitten in der einsamen Wüste, mit allem Glanz der damals höchstentwickelten byzantinischen Baukunst. Hinter dem Altar ist die Kapelle, die den größten Schatz des Klosters birgt, Haupt und Hand der heiligen Katharina. Einige Stufen tiefer liegt noch ein weiterer Raum von unvergleichlicher Heiligkeit, die Kapelle des feurigen Busches, in dem einst Gott dem Mose erschienen ist. Darum muß jeder, der hier eintreten will, vorher seine Schuhe ausziehen, eingedenk des Wortes: „Zieh deine Schuhe aus, denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.“

Großartig ist die Umgebung des Klosters. Wenn man im Klosterhof zufällig nach oben blickt, türmen sich die ungeheuren roten Granitberge hoch in den blauen Himmel hinein, frühmorgens oder abends von flammendem Gold überglänzt.

Der Leser kann sich denken, daß Tischendorf während seines wochenlangen Aufenthalts im Kloster auch auf diese erhabenen Höhen des Sinai hinaufgestiegen ist. Droben auf dem Gipfel hat man einen unbeschreiblich großartigen Rundblick. Das Auge erfaßt oder ergänzt sich mit Leichtigkeit das zwischen den beiden Armen des Roten Meeres liegende Dreieck der Sinaihalbinsel. Im Westen glänzt der grüne Spiegel des Roten Meeres und jenseits desselben die afrikanischen Gebirge. Im Osten sind jenseits des Meerbusens von Akaba die Berge Arabiens sichtbar. Erhaben ist der Blick auf die einsame, schweigende Bergwelt, die rings ragenden Häupter der nackten Berge und Berg-

züge. Sie sind wie ein wildes, graufiges, steinernes Meer, das einst unsere Erde unter dem Druck urweltlicher Feuergewalten in schwarzen und rotbraunen flüssigen Wogen zum Himmel emporgeschleudert hat, und das dann zu Fels erstarrt ist. Und vollends den, der diesen Gipfel für den Ort hält, von dem wie von einer Gotteskanzeln das Gesetz von Mose verkündigt worden ist, den können da droben heilige Schauer ergreifen.

Tischendorf schrieb nach einem solchen Besuch auf dem Gipfel des Mosesberges an seine Braut: „Wie herrlich ist der Sinai und alles, was ihn umgibt! Etwas Großartigeres habe ich nie im Leben gesehen als diese hochragenden, himmelhoch getürmten Felsmauern aus Granit, aus denen die ganze Sinaigruppe besteht. Ich lege Dir, liebe Braut, in diesen Brief ein Blatt, das ich für Dich beschrieb, als ich droben auf seinem erhabenen Gipfel weilte.“ Dieses Blatt, das sich bis heute erhalten hat, enthält folgende Worte: „Ich bete auf dem Stein, auf dem Mose gebetet hat. Ihn umfing der Geist Gottes. Oh, möchte er auch mich durchdringen mit seiner ewigen Gewalt! Heute ist ja Pfingsten. Oh, wie glücklich bin ich! Das heiße Licht der Sonne bricht durch die Wolkennebel, die den Berg umhüllen. Dürfte ich hoffen, daß das ein Sinnbild meiner Zukunft und der Deinigen wäre, meine Angelika! Das will ich erbitten im Gebet vom Vater der Gebete, bitten für Dich und mich. So sei begrüßt noch einmal, Du mein geliebtes Herz, von der Höhe des Sinai.“

Aber, so gerne sich Tischendorf zu Zeiten diesen er-



Vadi Garaan  
Ru Seite 42



hebenden Eindrücken hingab, für ihn war das alles doch Nebensache. Das größte Heiligtum war für ihn die Klosterbibliothek, in der er einen Schatz von unermesslichem Wert zu finden hoffte, die älteste Handschrift des Neuen Testaments. Dies Heiligtum war freilich nicht so reich und prächtig ausgestattet wie die anderen hochgefeierten Reliquien, Kirchen und Kapellen des Klosters. Im Gegenteil, es war ein recht ärmlicher Raum, auf den niemand im ganzen Kloster besonderen Wert legte. Auch den heutigen, etwas besser eingerichteten Raum fand ich noch erbärmlich genug.

Mit hochgespannten Erwartungen betrat Tischendorf diese Bibliothek, das Ziel seiner langjährigen Sehnsucht. Rings an allen vier Wänden standen auf hölzernen Ständern geschriebene und gedruckte Bücher. Hier mußte der Schatz liegen. Buch für Buch nahm er herunter und prüfte es aufs eingehendste. Aber wenn er auch manches Wertvolle fand, ein geschriebenes Neues Testament war nicht da. Recht enttäuscht gab er es endlich auf, zu suchen. Er hatte ja alles gesehen, aber nichts von dem gefunden, was er mit so brennendem Verlangen gesucht hatte.

Als er schon entmutigt hinausgehen wollte, sah er mitten in dem Raume einen mächtigen Papierkorb stehen, der mit allerlei Abfällen, Papieren und Buchresten gefüllt war. Um nichts zu versäumen, leerte er den Korb und prüfte seinen Inhalt. Lächelnd stand der Bibliothekar Kyrillos dabei und sagte: „Schon zweimal ist dieser Korb in der letzten Zeit mit solchem alten Zeug gefüllt gewesen, aber wir haben alles ins Feuer geworfen. damit es uns



nicht länger im Wege stehe. Auch diese dritte Füllung soll demnächst ins Feuer wandern.“ Währenddessen nahm Tischendorf ein wertloses Stück nach dem anderen in die Hand und prüfte es.

Da durchfuhr es ihn plötzlich mit freudigem Schreck. Da lag im Korbe eine Anzahl von griechisch beschriebenen Pergamentblättern von größtem Format! Sein geübter Blick erkannte sofort, daß sie von höchstem Alter sein mußten. Er kannte ja von seinen europäischen Forschungen her die Merkmale der ältesten Handschriften. Es war kein Zweifel, hier lag eine Schrift von urältestem Adel vor ihm. In tiefster Bewegung prüfte er den Inhalt. Und was fand er? Es waren 129 große Pergamentblätter aus der Septuaginta, der bekannten griechischen Übersetzung des Alten Testaments. Es war ja freilich nicht das Neue Testament, das zu suchen er ausgezogen war. Aber auch dieser Fund war von allergrößtem Wert.

Da der Inhalt des Korbes doch zum Verbrennen bestimmt war, erreichte er es leicht, daß ihm von diesem angeblichen Plunder der kleinere, lose beisammenliegende Teil, 43 Blätter, geschenkt wurde. Mit diesem Schatz eilte er auf sein Zimmer und vertiefte sich sofort in seinen Inhalt. Die übrigen der 129 Blätter wollte der Archimandrit, als er sah, wie hoch sie sein Gast schätzte, nicht abtreten. Aber gerne gestattete er ihm, den Inhalt der zurückbleibenden 86 Blätter aus dem Alten Testament zu verzeichnen und einige Seiten genau abzuschreiben.

Vor diesem Jahr 1844 scheint also kein Mensch im Kloster auf diese alten Pergamentblätter geachtet oder

eine Ahnung von ihrem Wert gehabt zu haben. Und doch lagen sie zweifellos schon seit dreizehn Jahrhunderten, seit Gründung des Klosters, hier. Entsetzlich war Tischendorf der Gedanke, daß wahrscheinlich schon eine Menge ebenso wertvoller Pergamentblätter, vielleicht gar das Neue Testament, nach dem er fahndete, ins Feuer geworfen war. Um so mehr machte er es vor seiner Abreise dem sonst freundlichen und gefälligen Bibliothekar Kyrillos zur heiligen Pflicht, die zurückbleibenden 86 Pergamentblätter aufs sorgfältigste zu hüten, andere etwa noch sich findende zu sammeln und aufs sicherste zu verwahren. Er stellte ihm in Aussicht, daß er später noch einmal an den Sinai kommen und vorher den mächtigsten Glaubensgenossen des Klosters, den russischen Kaiser, dafür gewinnen wolle, um dieses Schazes willen dem Kloster sein besonderes Wohlwollen zuzuwenden.





## Die zweite Sinaireise 1853

Im Jahre 1845 kehrte Tischendorf nach Leipzig zurück. Er hatte außer dem Sinai noch eine große Zahl von Klöstern des Morgenlandes aufgesucht und eine reiche Ausbeute an sehr wertvollen Handschriften aller Art mitgebracht, welche der theologischen und philologischen Wissenschaft eine Menge neuer Aufgaben stellten.

Sofort entfaltete er eine staunenswerte Tätigkeit, um die mitgebrachten Handschriften der gesamten Wissenschaft zugänglich zu machen. Vor allem anderen nahm er die Bearbeitung der kostbaren 43 Pergamentblätter aus dem Alten Testament in Angriff. Sie erwiesen sich als die älteste griechische Handschrift, welche die Welt aus dem Altertum besitzt. Sie wurden der Leipziger Universitäts-Bibliothek einverleibt und erhielten zu Ehren des Königs von Sachsen den Namen Codex Friderico-Augustanus, nachdem sie mit all ihren zahlreichen Korrekturen und Zusätzen in genauester lithographischer Wiedergabe herausgegeben, erläutert und so der wissenschaftlichen Forschung zugänglich gemacht worden waren. Daneben her liefen zahlreiche Veröffentlichungen der sämtlichen im Orient

gefundenen und erworbenen griechischen, syrischen, koptischen, arabischen und georgischen Handschriften. Durch die Kreise der Wissenschaft ging ein Staunen, wie so ein Schatz nach dem anderen ans Licht kam, der jahrhunderte-lang in einem Klosterwinkel der fernen Wüste geruht hatte.

Wo übrigens der Fundort jener 43 Pergamentblätter war, verriet Tischendorf nicht. Hätten namentlich die Engländer den Ort erfahren, so hätten sie sich spornstreichs aufgemacht, um den Schatz mit verschwenderisch ausgestreutem englischem Gold zu erwerben und ins Britische Museum in London zu schaffen; denn schon damals galt es in England als ein Glaubenssatz, daß das Beste der Welt selbstverständlich den Briten gehöre.

Er wahrte also sein Geheimnis, und niemand ahnte, in welchem weltvergessenen Winkel der große Schatz aufgefunden worden war. Aber eben deshalb zog es ihn immer wieder an den Sinai. Dort und nirgends anders, sagte er sich, wird mein Lebenswerk gekrönt werden, wenn es mir gelingt, den ganzen Schatz zu heben. Er versuchte zunächst, durch den befreundeten und zuverlässigen Leibarzt des Vize-Königs von Ägypten, Dr. Bruner-Bey, zum Ziel zu kommen. Ihm stellte er zum Zweck der rechtmäßigen Erwerbung der noch übrigen 86 Pergamentblätter eine ansehnliche Summe zur Verfügung. Aber der ließ ihm durch einen sicheren Boten sagen: „Seit Ihrer Abreise vom Kloster weiß man daselbst sehr wohl, daß es einen Schatz besitzt. Je mehr Sie bieten, um so weniger wird man Ihnen die Handschrift abtreten.“

Nach Empfang dieser Nachricht entschloß er sich zu

einer zweiten Reise an den Sinai. War, wie es jetzt schien, die Erwerbung unmöglich, so wollte er wenigstens die übrigen 86 Blätter des griechischen Alten Testaments und eine ganze Anzahl anderer Handschriften, die er dort gesehen hatte, ganz genau abschreiben, um ihren Text zu veröffentlichen. So wurde wenigstens der Inhalt der wertvollen Blätter gerettet, für den Fall, daß diese selbst durch die Unachtsamkeit der Mönche zugrunde gehen sollten. Streng vertraulich theilte er sein Geheimniß dem damaligen sächsischen Kultusminister mit und bekam bereitwillig die zur Ausführung der abermaligen kostspieligen Expedition erforderlichen Mittel aus der Staatskasse. Am Neujahr 1853 reiste er nach Agypten ab, Anfang Februar begrüßte er nach neunjähriger Abwesenheit das Sinai Kloster wieder.

Aber wie war er enttäuscht, als jetzt im ganzen Kloster niemand mehr etwas von den damals zurückgelassenen 86 Pergamentblättern wissen wollte! Nicht einmal der immer freundliche und dienstwillige Bibliothekar Kyrillos konnte sich erinnern, was aus den wertvollen Blättern geworden war, die Tischendorf vor neun Jahren aus dem gefährlichen Korbe herausgezogen und seiner Obhut so angelegentlich empfohlen hatte. An der Ehrlichkeit des Kyrillos hatte er keinen Zweifel. Aber es war klar, der Schatz war nicht mehr da. Er konnte sich sein Verschwinden nur so erklären, daß inzwischen ein anderer Europäer, wahrscheinlich ein Engländer, Wind von der Sache bekommen und den Schatz ohne Vorwissen des Bibliothekars Kyrillos erworben und nach England oder Rußland entführt habe. So war zu erwarten, daß demnächst

Europa durch die Veröffentlichung der alten Handschrift überrascht werden würde.

Indessen eine kleine Spur der Handschrift fand sich doch. In einem griechischen Coder mit Heiligengeschichten fand Tischendorf ein Blättchen, eine halbe Hand groß, wie ein Buchzeichen eingelegt. Die Schrift auf diesem Pergamentstückchen zeigte ganz genau dieselben uralten Buchstaben wie in den erworbenen 43 Blättern und enthielt ein paar Verse aus dem 24. Kapitel des 1. Buches Mose. Das war ein neuer Beweis, daß ursprünglich eine vollständige Handschrift des Alten Testaments dagewesen sein mußte. Aber was half ihm diese Entdeckung? Klar war, daß jemand anders die Handschrift mitgenommen hatte, und daß er somit ein für allemal auf ihre Erwerbung verzichten mußte.

Übrigens wurde dieser Mißerfolg durch zahlreiche andere glückliche Funde in den verschiedensten Ländern des Morgenlandes ausgeglichen. In Kairo, Alexandrien, Jerusalem, Ladaſija (Laodicea), Smyrna, Konstantinopel, auf dem heiligen Berge Athos in Mazedonien fand er 16 Palimpseste, mehrere griechische Unzialhandschriften (Schrift mit großen Buchstaben), eine große Zahl griechischer, koptischer, hieratischer priesterlicher und hieroglyphischer Papyrus-Handschriften, andere sehr alte syrische und arabische Pergamenthandschriften, auch eine Sammlung karaitischer (jüdische Sekte) Urkunden.

Mit diesem reichen Ertrag seiner Forschungsreise kehrte er im Sommer 1853 in die Heimat zurück. Hier folgte wieder eine Veröffentlichung der anderen, welche von der





Die Palmenoase Faraan  
Zu Seite 42

wissenschaftlichen Welt mit größtem Beifall begrüßt wurde. Im Jahre 1858 lag die große zweibändige Ausgabe des griechischen Neuen Testaments von Tischendorf in der siebenten Bearbeitung vor und fand große Verbreitung durch die ganze Welt. Noch viele Arbeiten bewältigte der Unermüdliche in dieser Zeit. Er führte die im Jahre 1842 mit dem Pariser Palimpsest begonnene und durch viele andere alte Urkunden bereicherte „Christliche Urkunden-Bibliothek“ fort, indem er sie durch eine neue Sammlung tausendjähriger griechischer Texturkunden des Neuen und des Alten Testaments vervollständigte. Hinsichtlich seines Sinaisundes veröffentlichte er jetzt auch, schon um sich die Ehre der Entdeckung zu wahren, die Tatsache, daß er außer den mitgebrachten 43 Pergamentblättern noch weitere 86 am Sinai aufgefunden und vor dem Feuertode errettet habe. Hatte er auch leider seine schönste Hoffnung zu Grabe tragen müssen, auch das älteste Neue Testament aufzufinden, so konnte er doch in anderer Hinsicht mit den Erfolgen seiner Entdeckungsfahrten zufrieden sein.

Noch auf der Rückreise hatte er hierüber an seine Frau von Kairo aus geschrieben: „Trotz des verfehlten Hauptziels bin ich doch so reich gekrönt mit Gnade und Barmherzigkeit, daß es alle meine Erwartungen übertrifft. Ich bringe mehr als zehn uralte Palimpseste mit, darunter besonders zwei herrliche Kleinode, eines fürs Alte, eines fürs Neue Testament. Das erste aus dem fünften Jahrhundert (ebenso auch das zweite) bildet ein Seitenstück zum Codex Friderico-Augustanus. Ich habe mir vorge-

nommen, ihn den „Coder Johannes“ zu nennen nach dem Namen unseres Kronprinzen. Unter diesen Palimpsesten sind meine größten Schätze drei Unzialhandschriften aus dem neunten Jahrhundert, davon zwei für die Evangelien, einer für das erste Buch Moses. Danke mit mir dem Herrn! Ich muß glauben, daß ich sein Werk treibe, da er meine Arbeit so reich segnet, mich so herrlich führt.“

In Leipzig wartete er nun Tag für Tag darauf, daß der Glückliche, der ihm bei Hebung des Schazes von 86 Pergamentblättern zuvorgekommen war und ihn nach England oder Rußland entführt hatte, mit seinem Fund an die Öffentlichkeit treten würde. Aber merkwürdig, nirgends verlautete etwas davon. Hatte er sich mit seinem Verdacht vielleicht doch getäuscht? Lag der Schatz vielleicht doch noch ungehoben, vergessen, verwahrlost, mit dem Untergang bedroht in irgendeiner verstaubten Mauer-ecke des Sinai Klosters?





## Die dritte Sinaireise 1859

Die mit Spannung erwartete Veröffentlichung der einst am Sinai zurückgelassenen 86 Pergamentblätter seitens eines Ausländers kam also nicht. Sollte es möglich sein? Sollten die unschätzbar wertvollen Blätter am Ende doch noch im fernen Kloster liegen? Und wenn das der Fall war, mußte Tischendorf nicht noch einmal dorthin gehen und noch gründlicher suchen? Durfte er den Schatz der Gefahr des Untergangs in den Händen unwissender Mönche preisgeben, nachdem er ihn schon einmal vom Feuertode errettet hatte? Diese Gedanken ließen ihm keine Ruhe mehr. Das ferne Kleinod winkte und winkte, bei Tag und Nacht, und raunte ihm zu: Rette mich! Endlich konnte er nicht länger widerstehen und beschloß, die Fahrt nach der alten Urkunde zum drittenmal zu unternehmen.

Diesmal wollte er aber in jeder Hinsicht gerüstet sein, besser als die beiden ersten Male. Er wußte, daß man die Väter vom Berge Sinai durch nichts so erfreuen und willfährig machen konnte, als wenn man im Namen ihres mächtigsten Glaubensgenossen, des russischen Kaisers, zu

ihnen kam. Diesem gegenüber, den sie hoch über alle Machthaber der Welt stellten, waren sie zu allem bereit. Darum brachte er unter Zustimmung des sächsischen Kultusministers einen langgehegten Plan zur Ausführung, als er dem russischen Gesandten in Dresden ein Schreiben übergab mit dem Anerbieten, sich im Auftrage des Kaisers Alexanders II. zum Zweck der Auffuchung und Erwerbung alter griechischer und orientalischer, namentlich für die heilige Literatur wichtiger Handschriften ins Morgenland zu begeben. Die erworbenen Schätze sollten dann dem Kaiser gehören. Dabei betonte er natürlich die Wichtigkeit dieser Aufgabe nicht nur im Interesse der Wissenschaft, sondern auch der gesamten christlichen Kirche.

Der damalige russische Kultusminister von Noroff war ein hochgebildeter Mann. Als Kenner des Orients begriff er die Wichtigkeit der Sache sofort. Auch reizte ihn der Gedanke, daß der Ruhm der Entdeckungen und die Ausbeute an wertvollen Handschriften Rußland zugute kommen sollte. Darum schenkte er dem Antrage Tischendorfs vom ersten Augenblick an die lebhafteste Teilnahme. Er begab sich, als er nach Deutschland kam, sogar selbst nach Leipzig, um die Sache mündlich zu besprechen. Ja, er wollte, wenn er sich losmachen könnte, sich dem Reisenden persönlich anschließen, wenigstens bei dem geplanten Besuch des berühmten Klosters auf dem heiligen Berge Athos in Mazedonien. Auch die Kaiserliche Akademie in Petersburg sprach sich in einem eingeforderten Gutachten aufs entschiedenste für die Sache aus.

Jetzt wurde auch die kaiserliche Familie ins Interesse

gezogen. Vor allem war der Großfürst Konstantin, der Bruder des Kaisers, ganz begeistert für den Plan, daß das ganze Unternehmen nicht nur für Wissenschaft und Kirche Großes anstreben, sondern auch zum größeren Ruhme Rußlands ausschlagen sollte, dem auch die etwa gefundenen Handschriften gehören sollten. Auch die beiden Kaiserinnen, die Kaiserin Marie und die Kaiserin-Mutter, erwärmten sich für den Plan. Und endlich wurde die Sache an die wichtigste Stelle gebracht, an den Kaiser selbst. Der Kultusminister hielt ihm darüber Vortrag, und die Folge war, daß Tischendorf beauftragt wurde, seine Reise als Abgesandter des Kaisers von Rußland zu machen.

Von da an ging alles rasch vonstatten. Der Kaiserlich russische Gesandte in Dresden, Fürst Wolkowsky, lud Tischendorf eines Tages zum Besuch ein und zahlte ihm sowohl für die Reise, als auch für die zu erwartenden Erwerbungen alter Handschriften in russischem Golde eine reich bemessene Summe aus. Es war ein schönes Vertrauen, das der Kaiser hierdurch Tischendorf entgegenbrachte. Denn nicht nur bekam er für die kostspielige Reise und Kamels-Expedition durch die sinaitische Wüste und für den Ankauf von alten Schätzen alles Erforderliche, sondern er brauchte nicht einmal eine Bescheinigung darüber auszustellen. Sie wurde ausdrücklich abgelehnt, ihm aber hinsichtlich der Ausführung vollkommen freie Hand gelassen. Weder in Wort noch Schrift wurde ihm irgend-eine Vorschrift gemacht.

So verließ Tischendorf Leipzig in den ersten Januartagen des Jahres 1859 und schiffte sich mit dem nächsten



Lloyd-Dampfer nach Ägypten ein. Nirgends hielt er sich auf, nicht in Alexandrien, nicht in Kairo. Zu mächtig zog es ihn ans Ziel seiner Sehnsucht, zum Sinai. Zwar, daß er die damals zurückgelassenen 86 Pergamentblätter noch finden werde, war eine sehr unsichere Hoffnung. Aber selbst wenn sie für ihn verloren waren, so wußte er doch, wieviel andere, zwar minder kostbare, doch immerhin sehr wertvolle Handschriftensätze noch dort ruhten, die für die Wissenschaft zu retten eine solche Reise wohl lohnte. Diese wollte er erwerben und, falls ihre Erwerbung nicht möglich war, wenigstens aufs genaueste abschreiben, um ihren Inhalt jedermann zugänglich zu machen.

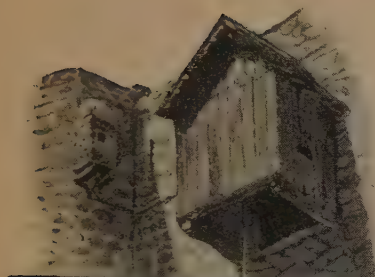
Am letzten Januar 1859 betrat er zum drittenmal im Laufe von fünfzehn Jahren die stillen Räume des Katharinenklosters. Mit lauten Zurufen begrüßten ihn die Klosterbrüder, vor allem der alte Bibliothekar Kyrillos, der ihm seit 1844 befreundet war. Der Archimandrit (Abt) Dionysios, dem die russische Regierung den Abgesandten des Kaisers mit wärmster Empfehlung angekündigt hatte, empfing ihn mit den Worten: „Ich wünsche und hoffe, daß es Dir gelingen möge, neues Licht und neue Stützen für die göttliche Wahrheit aufzufinden.“

Nun begann er aufs neue seine gründlichen Forschungen in den ihm so wohlbekannten dürftigen Bibliotheksräumen. Natürlich suchte und suchte er vor allem nach jenen 86 Pergamentblättern, die er vor fünfzehn Jahren in Händen gehalten und vor dem Verbrennen gerettet hatte. Aber sie waren und blieben verschollen. Keine Menschenseele im Kloster wußte mehr etwas von ihnen, nicht ein-

mal Kyrillos. So mußte er denn die schöne Hoffnung, sie wiederzufinden, aufgeben. Aber unter den übrigen Handschriften fand sich doch noch Wertvolles, das er erwerben konnte, und das er seinen anderen Sammlungen einverleiben wollte, die er in einer weiteren großen Fahrt durch die Klöster des Morgenlandes bestimmt zu finden hoffte. Der eigentliche Zweck seiner dritten Sinairfahrt war dann freilich nicht erfüllt, aber auch außerhalb des Sinai lag ja noch eine große Aufgabe vor ihm.

Nach einer Woche hatte er alles beendet und rüstete sich zur Abreise. Auf den 7. Februar bestellte er seine Beduinen und Kamele, um dem heiligen Berge für immer Lebewohl zu sagen. Er stand im 45. Lebensjahre. In späterem Alter konnte er sich den Anstrengungen einer Wüstenfahrt kaum mehr unterziehen, hatte ja auch nichts mehr hier zu suchen. So waren es denn auch Abschiedsgänge, die er vor der Abreise noch einmal zu den denkwürdigsten Punkten der Umgegend unternahm. Am vorletzten Tage erstieg er noch einmal den Gipfel des Mosesberges und sah mit Wehmut hinaus in die einsame, felsige, erhabene Bergwelt. Am letzten Tage machte er mit dem Ikonomos (Hausverwalter) des Klosters, einem jungen Athener, einen Ausflug zu der Ebene Seba'ije, über welcher sich der Mosesberg in schroffer Majestät erhebt, und auf der nach der Ansicht der Mönche die Israeliten standen, als ihnen vom Berge herab das Gesetz verkündigt wurde. Bewegt schaute er noch einmal hinauf zu den farbigen Bergriesen, die er in fünfzehn Jahren so lieb gewonnen hatte. Auf dem Rückwege unterhielt er sich mit dem

jungen Mönch, dem die prächtigen Neuaußgaben des griechischen Neuen Testaments, die Tischendorf dem Kloster als Geschenk mitgebracht hatte, gro-



ßen Eindruck gemacht hatten. So kam das Gespräch auch darauf, daß Tischendorf in der Bearbeitung des griechischen Textes der Bibel seine ganze Lebensaufgabe erblicke.

Abgabe des Empfehlungsbriefes und Winde, womit die Reisenden hinaufgezogen wurden.

Zu S. 43.



Dem Athener leuchtete es ein, daß das in der That eine große Lebensaufgabe sei.

Erst in der Abenddämmerung kamen die beiden Wanderer ins Kloster zurück. Die Sonne war schon hinter den Felskolossen des Sinai hinabgesunken, nur der gegenüber aufragende östliche Felsberg flammte noch im purpurnen Glanz der untergehenden Sonne. Tischendorf wollte sich von seinem freundlichen Begleiter verabschieden und in sein Zimmer hinaufgehen. Aber der Ökonom lud ihn ein, vorher mit in seine eigene Zelle zu kommen und nach dem ermüdenden Gang einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Gerne folgte er der Einladung. Er setzte sich an den bescheidenen Tisch und nahm dankbar die Gaben, die ihm der junge Athener dienstfertig auftrug. Dabei sagte dieser, angeregt durch das unterwegs geführte Gespräch über die griechische heilige Schrift: „Ich habe hier in meiner Zelle auch ein griechisches Altes Testament, das will ich Dir doch zeigen.“ Damit stand er auf, ging in eine Ecke seiner Zelle, brachte eine Handschrift von ungewöhnlicher Größe, eingeschlagen in ein rotes Tuch, herbei und legte sie vor seinem Gast auf den Tisch.

Dieser öffnete das zugeknöpfte Tuch und erblickte einen ganzen Stoß von sehr großen Pergamentblättern. Bläß vor freudigem Schreck wurde er und traute seinen Augen nicht. Was sah er? Die prächtigen, in vier Spalten getheilten Unzialschriftzüge (lauter große Buchstaben) des kostbaren Codex, von dem er im Jahre 1844 die 43 Blätter mit nach Leipzig gebracht, 86 aber hier zurückgelassen hatte! Es war kein Zweifel, jeder Buchstabe, den er sah,

stimmte genau mit jenem Codex überein. Ihn durchrieselte es. Da lag ja vor ihm, was er seit so vielen Jahren mit brennender Sehnsucht gesucht, was ihn zuletzt im Wachen und Träumen beschäftigt hatte, der kostbare Rest jener Pergamentblätter, die er damals dem verhängnisvollen Korb entnommen hatte.

Aber noch viel mehr als das! Das waren ja, als er näher zusah, nicht nur 86 Blätter, sondern viel, viel mehr! Ein ganzer, mächtiger Stoß solcher Blätter war es, und als er ihn flüchtig prüfte, fand er, daß hier noch etwas unendlich Wertvolleres zutage gekommen war als nur jene verloren geglaubten Blätter. Vor ihm lag ja, was fast lebenslang das höchste Ziel seines Sehns gewesen war, das ganze Neue Testament vom Evangelium des Matthäus bis zur Offenbarung des Johannes! Ja, er glaubte fast zu träumen, da lag auch unter den Büchern des Neuen Testaments der seit vielen Jahrhunderten verschollene Brief des Barnabas, der in den ersten Jahrhunderten in vielen Christengemeinden zum Neuen Testament gerechnet wurde, aber bei der endgültigen Entscheidung durch die Synoden schließlich doch weggelassen worden war.

Es waren noch mehrere Klosterbrüder, auch der alte Bibliothekar Kyrillos, beim Ikonomos eingetreten. Sie waren stumme Zeugen des Staunens ihres Gastes. Aber er hielt an sich. Er bemeisterte seine innere Aufregung, um die Sache nicht durch übergroße Freude noch zu verderben. Er bat nur um die Erlaubnis, die Handschrift mit in sein Zimmer zu nehmen, um sie näher zu prüfen.



Das wurde ihm gerne gestattet. Er packte den ganzen Stoß wieder in das rote Tuch zusammen und trug seine unbezahlbare Last über Höfe und Freitreppen in das ihm zugewiesene Gelaß, welches unsere Abbildung zeigt.

Erst hier, als er abends um acht Uhr allein war, konnte er sich dem überwältigenden Eindruck seines Fundes hingeben, der seine kühnsten Träume und Hoffnungen übertraf. Das erste war, daß er auf seine Knie niedersank und Gott dankte, daß er ihn wie mit Wunderhand mit einem Schlage ans Ziel seines Lebenswerkes geführt hatte. Dann erst machte er sich an die Prüfung der uralten Handschrift, die vor ihm auf dem Tische lag. Da, während er Blatt um Blatt umwendete, welche neue Überraschung! Da stand auf einem der Pergamentblätter oben als Überschrift in verblaßten, altertümlichen Schriftzügen: „Der Hirte.“ Oh, er kannte diesen Hirten dem Namen nach ja schon längst, aber heute sah ihn seit vielen Jahrhunderten zum erstenmal wieder ein wissendes Auge. „Der Hirte“ des Hermas, das war ja die zweite verschollene Schrift, die vor der Mitte des vierten Jahrhunderts in zahlreichen Gemeinden zum Neuen Testament gehört hatte! So waren mit einem Schlage zwei verlorene Handschriften wiedergefunden, nach denen man so lange vergeblich gefahndet hatte. Der erste Teil des Barnabasbriefs war bisher nur in einer sehr mangelhaften lateinischen Übersetzung bekannt, der Hermasbrief längst für immer verloren gegeben. Aber doch noch viel wichtiger als die Wiederentdeckung dieser beiden Briefe, welche die spätere Kirche als nichtapostolisch abgelehnt hatte, war



doch die große Tatsache, daß hier das ganze Neue Testament völlig lückenlos in einer uralten Handschrift vorlag. Welch ein Vorzug vor allen anderen, auch den berühmtesten alten Handschriften! Selbst der Codex Vaticanus, die wertvollste der bisher bekannten Handschriften, und ebenso die Alexandrinische Handschrift hatten ja große Lücken. Und nicht nur das Neue Testament enthielten die vor ihm liegenden Blätter. Nein, auch vom Alten Testament lagen hier nicht nur jene schwer vermißten 86 Blätter, sondern noch 112 andere, so daß nun auch das ganze Alte Testament in dieser Handschrift enthalten war — jedes Blatt ein Schatz von unbezahlbarem Wert.

Es war schon spät. Nur spärlich erleuchtete die Kerze das Zimmer und erwärmte zugleich ein klein wenig den kalten Raum — es hatte ja am Morgen im Kloster sogar Eis gefroren. Aber schlafen konnte Tischendorf angesichts dieses ihm in den Schoß gefallenen Reichthums nicht. Die übergroße Freude verscheuchte jeden Schlaf. Namentlich der so lange vermißte Barnabasbrief ließ ihm keine Ruhe. Trotz Dunkelheit und Kälte machte er sich sofort daran, ihn bis in die Morgenstunden hinein abzuschreiben. Denn das war ihm sofort klar: gelang es nicht, den Schatz zu erwerben und mitzunehmen, dann mußte er die ganze Handschrift von A bis Z aufs genaueste abschreiben, um sie zu veröffentlichen. Nur so konnte sie wenigstens ihrem Inhalte nach für die Welt gerettet werden. Er glaubte, diese Aufgabe dann in einigen Jahren bewältigen zu können. Die berühmte Vatikanische Handschrift kannte

man seit drei Jahrhunderten, bevor dem allgemeinen Verlangen nach ihrer Veröffentlichung genügt wurde. Hier sollte es, so viel an ihm lag, anders gehen, er hoffte in ebenso vielen Jahren diese kostbare Urkunde jedermann zugänglich machen zu können.

Raum blizten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne auf den westlichen Felsenstirnen des Sinai, da ließ Tischendorf schon den Ikonomos in sein Zimmer kommen. Ihm bot er aus seinem reichen Goldschätze zwei bedeutende Geschenke, eines für das Kloster, eines für ihn selbst, falls er dazu helfen wollte, die Handschrift als Geschenk an den Kaiser von Rußland zu überbringen. Er konnte es nur achten, daß der junge Athener das Gold ablehnte und sagte: „Wenn diese Blätter so wertvoll sind, dann gehören sie dem Kloster.“ Dagegen erklärte er sich gerne damit einverstanden, daß der Gast die Handschrift abschreibe, und auch all die anderen Väter vom Berge Sinai hatten dagegen nichts einzuwenden.

Aber die Ausführung dieser Absicht war nicht so einfach. Eine genaue Abschrift erforderte unter allen Umständen mehrere Monate. Dazu fehlte aber dem Reisenden jede Ausrüstung. Er hatte sich mit allem nur für einen Aufenthalt von acht Tagen vorgesehen. Daher bat er um die Erlaubnis, den Codex mit nach Kairo zu nehmen, wo er im Gewahrsam des dortigen Tochterklosters der Sinaiten so sicher wäre wie hier. Dort gab es gute Gasthöfe, dort konnte er auch alles kaufen, was er brauchte. Auch damit erklärten sich alle Väter und Brüder des Klosters einverstanden, mit alleiniger Aus-

nahme des Skevophylax Vitalios, des Aufsehers über die Kirchengeräte, aus dessen Gerätekammer die Handschrift in die Zelle des Ikonomos geraten war. Bei diesen Verhandlungen erfuhr Tischendorf auch, wie es gekommen war, daß jetzt statt jener 86 Blätter eine so viel größere Zahl vorlag. Bald nach seiner Abreise im Jahre 1844 hatte man nämlich die übrigen Reste der Handschrift in einem anderen Klosterraum gefunden, 260 Blätter. Da der abgereiste Gast die aus dem Papierkorb herausgezogenen Blätter für so wertvoll erklärt hatte, war nachgesucht worden, und dabei hatte man beim Skevophylax unter den kirchlichen Geräten den noch viel größeren Teil des Codex aus dem Staube hervorgeholt. Da nun Vitalios die 260 Blätter hatte, waren ihm zur Vervollständigung auch die bekannten 86, die bisher bei Kyrillos gelegen hatten, übergeben worden. Die Blätter waren aber inzwischen bei den ganz unwissenden Mönchen wieder in Vergessenheit gekommen, so daß sie Tischendorf bei seinem zweiten Besuch ganz ehrlich sagen konnten, sie wüßten nichts davon. Jetzt aber, da diese von dem Fremden wieder für so überaus wertvoll erklärt wurden, wollte Vitalios als der Hüter des Schazes ihn doch lieber im Kloster behalten, als ihn nach Kairo geben.

Wären die Brüder einstimmig gewesen, so hätte Tischendorf die Handschrift ohne weiteres mit nach Kairo nehmen können. Da das nicht der Fall war, konnte nur der Archimandrit (Abt) ein Machtwort sprechen. Leider aber war dieser gerade abwesend. Der Erzbischof der Sinaiten war nämlich neunzigjährig gestorben, und alle

Klosteroberen des Ordens hatten sich in Kairo versammelt, um zur Neuwahl nach Konstantinopel, zum Sitz des ökumenischen Patriarchen, zu reisen. Ihre vorher einstimmig getätigte Wahl war von dem feindselig gesinnten Patriarchen von Jerusalem, der die Weihe hätte vollziehen müssen, angefochten worden, darum mußten sie zu einer Neuwahl nach Konstantinopel reisen. Da er nun mit den Brüdern allein nicht fertigwerden konnte, entschloß sich Tischendorf, schleunigst nach Kairo zu reiten, um den Archimandriten, an dessen Zustimmung er nicht zweifelte, noch vor seiner Abreise zu treffen.

Am 7. Februar lagerte der bestellte Beduinen-Scheech Naasser mit seinen Leuten und Kamelen unter den Klostermauern, um Tischendorf nach Ägypten zurückzubringen. Die heftigen Winde der letzten Tage und Nächte, welche die mächtigen Felsberge und selbst das Kloster durchbraust hatten, schwiegen an diesem Morgen. Der wolkenlose blaue Himmel verhieß eine glückliche Reise. Die hoch über dem Kloster aufgezugene russische Flagge ehrte noch einmal den Abgesandten des Kaisers. Von dem ebenen Klosterdach wurden Salutschüsse gelöst und fanden in den Sinaibergen vielstimmigen Widerhall. Eine Anzahl der Klosterbrüder, darunter der alte Kyrillos und der Ikonom, ließen es sich nicht nehmen, dem Scheidenden bis zur Ebene Raaha das Geleit zu geben. Mit Rührung und Dankbarkeit verabschiedete sich Tischendorf zum dritten und letzten Male vom Sinai. In beschleunigtem Marsch legte er den Wüstenweg bis Suez in sieben Tagen zurück.

Am 13. Februar traf er in Kairo ein. Gleich am näch-

sten Morgen erschien er im dortigen Kloster der Sinaiten und traf zu seiner großen Freude die Archimandriten noch an. Ihnen trug er sein Anliegen vor, das durch sehr warme Empfehlungsschreiben von Kyrillos und dem Ikonomos unterstützt wurde. Agathangelos, der oberste der versammelten Väter, war sehr entgegenkommend. Er legte die Sache den versammelten Vätern vor, und nach kurzer Beratung gaben alle ihre Zustimmung, daß die Handschrift in das Kairiner Kloster verbracht werde.

Ein Beduinenscheech wurde zum Sinai geschickt, um die Handschrift zu holen. Tischendorf versprach ihm ein großes Bakschisch, falls er seinen Auftrag mit möglichster Schnelligkeit ausführe. Das Gold wirkte. Der Mann durchflog auf einem Eildromedar die Wüste und brachte das schier Unglaubliche fertig, schon nach zwölf Tagen, am 23. Februar, wieder vor dem Kairiner Kloster abzu- steigen. Niemals ist auf Kamelsrücken ein wertvollerer Schatz durch die einsamen Bergriesen und Felstäler der sinaitischen Wüste getragen worden. Gleich am nächsten Morgen erschien der ehrwürdige Agathangelos mit seinem Vikar im Hotel und zeigte Tischendorf das kostbare Frachtstück der Dromedarpост. Auf dem russischen Konsulat wurde ein Vertrag unterschrieben, wonach Tischendorf immer je acht Blätter der Handschrift aus dem Kloster in seine Wohnung nehmen konnte, um sie dort abzuschreiben.



## Die weiteren Schicksale des Codex Sinaiticus

Tischendorf war kaum ein paar Tage in Kairo, als von anderer Seite ein Anschlag auf den Codex unternommen wurde. Die Entdeckung sollte vorerst völlig geheim gehalten werden. Aber infolge einer vertraulichen Mitteilung hatte ein Engländer Wind von der Sache bekommen. Sofort erschien er im Kairiner Sinaitkloster, erreichte es auch, daß die arglosen Väter ihm die Besichtigung des Schatzes erlaubten und bot ihnen schweres Gold als Kaufpreis an.

Aber die braven Sinaiten lehnten das aufs entschiedenste ab. Der Archimandrit Agathangelos, welcher die Sache dem erschrockenen Tischendorf mitteilte, sagte ihm: „Wir wollen lieber unserem mächtigen Glaubensgenossen, dem Kaiser Alexander II., die Handschrift schenken, als sie für englisches Gold verkaufen.“ Dieser Zwischenfall veranlaßte nun aber Tischendorf, jetzt schon die erste Nachricht über seinen glücklichen Fund zu veröffentlichen, schon, um dem anderen die Möglichkeit zu nehmen, sich selbst als den



Entdecker aufzuspielen. So kam die erste Kunde von dem im alten Sinai kloster aufgefundenen Schätze in die europäischen Zeitungen und erregte bei allen, die seinen Wert einigermaßen beurteilen konnten, das größte Aufsehen.

Inzwischen wurde in Kairo die große Arbeit des Abschreibens trotz der sommerlichen Gluthize des Nillandes mit Anspannung aller Kräfte vorgenommen. Zwei Monate saß Tischendorf in seinem Hotel des Pyramides am Esbekije-Platz, vor dessen Fenstern das tausendfach bewegte, bunte Leben der alten Kalifenstadt vorbeirauschte. Aber er nahm sich selten Zeit, darauf hinunterzuschauen. Er arbeitete und arbeitete. Allein konnte er die schwierige Aufgabe nicht bewältigen. Darum nahm er zwei zuverlässige deutsche Landsleute zu Hilfe, die des Griechischen kundig waren, einen Arzt und einen Apotheker. Diese schrieben und schrieben unablässig. Es galt, die 110 000 Zeilen der Sinaibibel aufs genaueste abzuschreiben. Tischendorf selbst konnte sich dem eigentlichen Abschreiben nicht viel widmen. Ihm fiel hauptsächlich die genaueste Nachprüfung des von den beiden anderen Geschriebenen zu. Das war um so wichtiger, als es sich dabei nicht nur um den einfachen fortlaufenden Text handelte, sondern auch um die zahllosen Korrekturen und vermeintlichen Verbesserungen, welche später von anderen Händen an der ursprünglichen Handschrift vorgenommen worden waren. Auf manchem der 346 Blätter fanden sich mehr als hundert solcher Korrekturen, deren Gesamtzahl sich auf mehr als 12 000 belief. Man kann sich denken, was für eine Aufgabe dadurch Tischendorf als dem verantwortlichen

Leiter des Ganzen erwuchs. Alles, was die anderen geschrieben hatten, mußte er aufs peinlichste Buchstabe für Buchstabe mit der Urschrift vergleichen und jeden, auch den kleinsten Fehler am Text oder den klein geschriebenen Korrekturen berichtigen.

Mitten in dieser Arbeit stellte sich ein neues unerwartetes Hindernis ein. Die versammelten Väter und Oberen vom Orden der Sinaiten waren getröstet worden, daß die ersehnte Bestätigung und Weihe ihres neugewählten Erzbischofs in kürzester Frist erfolgen werde, und dann stand der Schenkung an den russischen Kaiser nichts mehr im Wege. Da kam die Nachricht, daß der mißgünstige Jerusalemer Patriarch, der nach den Klostersatzungen allein die Weihe vollziehen durfte, neue Winkelzüge machte und die Gültigkeit der Wahl von neuem beanstandete. So wurde denn auch die Schenkung an den Kaiser wieder ganz zweifelhaft. Die versammelten Oberen der Sinaiklöster drangen deshalb in Tischendorf, er möchte als Vertrauensmann des Kaisers helfen.

Das konnte er, schon im eigenen Interesse, nicht abschlagen. Aus den Zeitungen hatte er erfahren, daß der ihm bekannte Großfürst Konstantin, der seinerzeit in Petersburg seine Pläne so freundlich gefördert hatte, gerade in jenen Tagen mit großem Gefolge einen Besuch in Jerusalem machen wollte. Rasch entschloß er sich, seine Arbeit zu unterbrechen und nach Jerusalem zu reisen, um die machtvolle Verwendung des Großfürsten zu gewinnen. Er fuhr also nach Alexandrien, um sich nach Palästina einzuschiffen. Aber, o weh, vergeblich schaute er dort nach

•

einem Schiff aus, das nach Jaffa fahren wollte. Da sich jedoch noch drei Reisegefährten mit dem gleichen Ziel zu ihm fanden, ein russischer General, ein preussischer Husarenleutnant und ein amerikanischer Reisender, stellte ihnen die türkische Dampfschiffsgesellschaft einen Dampfer zur Verfügung, allerdings gegen hohen Preis, aber auch in der nachher bestätigten Erwartung, daß die gebotene Gelegenheit noch manche andere Reisende anlocken werde.

So fuhr er denn am Morgen des 5. Mai ins Meer hinaus, der Küste des Gelobten Landes zu. Schon am nächsten Tage stieg er in Jaffa ans Land. In der Mittagsstunde erspähte er am Horizont des Meeres zwei Fregatten, die von Norden her kamen. Sofort gingen auf dem russischen und den anderen Konsulaten die Flaggen hoch, ein Zeichen, daß die nahenden Schiffe den erwarteten hohen Gast brachten. Als der Großfürst gelandet war, überreichte ihm noch am selben Abend der russische Konsul ein vorausgesandtes Schreiben Tischendorfs, das ihm den glücklichen Sinaifund meldete. Der Großfürst begrüßte diese Nachricht mit lebhafter Freude und befahl, daß der noch in der Quarantäne harrende Forscher von dort befreit werden und sich auf einem seiner Pferde am folgenden Tage seinem Zuge nach Jerusalem anschließen solle. Unterwegs, in dem lieblichen Tal von Ruloonje, fand sich Gelegenheit, den Großfürsten zu begrüßen, der ihn samt der Großfürstin aufs freundlichste empfing. Eine seiner ersten Fragen war, wie in der Sinaibibel der Schluß des Markus-Evangeliums laute, der ja in den alten Handschriften in so verschiedener Fassung gegeben ist, daß der

echte Schluß bis zum heutigen Tage nicht festgestellt werden konnte. Schon diese Frage zeigte, daß der Mann Verständniß für die Wichtigkeit des Sinaifundes hatte.

Bei der eingehenden Berichterstattung, die nachher in Jerusalem folgte, war es nicht schwer, das Versprechen des Großfürsten zu erlangen, daß die russische Regierung sich der Sache annehmen werde, um auf die türkische Regierung und den widerspenstigen Patriarchen einzuwirken, damit sowohl die angefochtene Wahl, als auch die Schenkung der alten Handschrift an den russischen Kaiser zum glücklichen Ende gebracht werde.

So schnell war freilich die Sache in Konstantinopel nicht zu machen. Bis alles im reinen war, konnten Monate hingehen. Diese Zeit wollte Tischendorf nicht untätig verbringen. Er beschloß daher, sie zur Ausführung seiner anderen Entdeckungstreisen im Morgenlande zu benützen. Er ging zuerst nach Kleinasien. Besonders in Smyrna suchte er nicht vergeblich, denn er fand dort eine vollständige Unzial-Handschrift der vier Evangelien aus dem neunten Jahrhundert. Dann bestieg er ein Segelschiff, das ihn durchs offene weite Meer zu der Insel Patmos brachte, die ja jedem Leser bekannt ist als die Stätte, wohin der Apostel Johannes verbannt war, und wo er an einem denkwürdigen Sonntag seine Offenbarung empfangen hat.

Von Patmos schrieb er seiner Frau nach Leipzig: „Von Smyrna aus ritt ich bis Scala nuova, wo ich mich hierher einschiffte. Das Meer war recht bewegt, so daß die Fahrt kein Vergnügen war. Um so dankbarer war ich, als ich abends um sieben Uhr meinen Fuß auf das ein-



Der Ratharinenberg Dschebel Rathriin  
Zu Seite 46



same, meerumbrauste, der ganzen Christenheit bekannte Felseneiland setzte. Um acht Uhr langte ich zu Fuß oben auf dem Berge an, wo das Kloster wie eine hochgebaute Akropolis übers Meer hinaussehauet. Ich blieb diese ganze Woche im Kloster, und man behandelte mich mit immer größerer Auszeichnung, zumal da man in mir den Abgesandten des russischen Kaisers erblickte. Der hiesige Professor, der sechs Jahre lang in Leipzig gelebt hat, kam mir aufs liebeichste entgegen. Der Archimandrit (Abt) sagte gestern sogar: Und wenn ein König gekommen wäre, es würde mich nicht so erfreut haben wie dein Besuch. Er hat mir nämlich einige Wünsche des Klosters gegenüber den Türken mitgegeben, von denen er meine Fürsprache in Petersburg erhofft. In der Klosterbibliothek sah ich viele vortreffliche Handschriften. Ja, der Bischof schenkte mir sogar mehrere sehr wertvolle Handschriften, die ich als köstlichen Ertrag meiner Reise nach Hause bringen werde. Heute am Sonnabend ist Sabbataruhe auf dem Meer eingetreten, nachdem es bei meiner Ankunft so gestürmt hatte. Wie gehen da die Gedanken um Jahrhunderte zurück zu jenem fernen Sonntag, wo der Apostel hier in der Einsamkeit dieser felsigen Küste entrückt ward und seine himmlische Offenbarung vernahm, während rings um ihn her das Meer mit seinen brausenden Wogen rauschte!"

Nach diesen erfolgreichen Fahrten kehrte er endlich nach drei Monaten, Ende Juli, wieder nach Ägypten zurück. Da hoffte er die Nachricht vorzufinden, daß dank dem Eingreifen der russischen Regierung alle Hindernisse, die



der Schenkung des Codex im Wege standen, endlich überwunden seien. Aber leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Noch immer weigerte sich der widerhaarige Patriarch, die einstimmig vollzogene Wahl anzuerkennen und die Weihe des Erzbischofs der Sinaiklöster vorzunehmen. Die Väter waren aufs tiefste entmutigt. Ihr ganzes Ordensleben war gelähmt, und es war gar nicht abzusehen, daß und wann dies einmal anders werden könnte. Sie sahen nur einen Ausweg: Tischendorf, der Abgesandte des mächtigsten Kaisers, war in ihrer Mitte, der mußte helfen. Inständig baten sie ihn darum.

Da entschloß er sich, persönlich nach Konstantinopel zu fahren und die Sache dort, am Sitz des Sultans und des russischen Botschafters, zu betreiben. So mußte er denn abermals seine begonnene Arbeit in Kairo liegen lassen. Schon nach vierzehn Tagen, am 10. August, verließ er Ägypten wieder und landete am 17. des Monats in Stambul. Auf der russischen Botschaft wurde er als Abgesandter des Kaisers mit der größten Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit empfangen. Der Botschafter, Fürst Lobanow, lud ihn sofort ein, während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes nicht im Gasthof, sondern im Sommerpalast der Botschaft in Bujukdere zu wohnen, der prächtig ausgestattet in wundervoller Lage auf eine der reizendsten Buchten des Bosporus herabschaute. Der Botschafter, ein hochgebildeter Diplomat, voll Interesse für Kunst und Wissenschaft, trat mit großem Nachdruck für die Sache der Sinaiten ein; er wußte ja, daß er damit ganz im Sinne seines kaiserlichen Herrn handelte. Der

Großwesir und die türkischen Minister waren auch angesichts so mächtiger Fürsprache zu allem bereit. Aber, so schnell, wie Tischendorf hoffte, ging es doch nicht. Nicht nur war in der Türkei immer „Jawasch, jawasch“ (morgen, morgen) das allgemeine Lösungswort, sondern die Hohe Pforte war auch tatsächlich genötigt, die Sache behutsam anzufassen, um sich nicht einen Kirchenstreit in der ganzen griechischen Kirche auf den Hals zu laden.

So verging Woche auf Woche, und Tischendorf saß schließlich trotz des herrlichen Lebens an den zauberisch schönen Ufern des Bosphorus wie auf Kohlen. Denn Tag und Nacht mußte er an seinen Codex in Kairo denken. Da fand endlich der Botschafter einen annehmbaren Ausweg aus den Schwierigkeiten. Er richtete namens des Kaisers ein Schreiben an das Sinaitkloster, worin er diesem die Versicherung kaiserlicher Unterstützung in seinen Nöten gab, aber gleichzeitig vorschlug, daß die alte Handschrift Tischendorf einstweilen nur leihweise mit nach Petersburg gegeben werde. Zugleich verbürgte er sich im Namen des Kaisers dafür, daß die wertvolle Urkunde unverfehrt ans Sinaitkloster zurückgeliefert werden solle, falls die beabsichtigte Schenkung nicht zustande kommen sollte.

Mit diesem Schreiben bestieg Tischendorf nach fünfwöchigem Aufenthalt wieder das Schiff und kehrte am 27. September nach Kairo zurück. Mit großer Freude empfingen ihn die Klostervorstände. Auch sie hatten von ihren Vertretern in Konstantinopel erfahren, wie nachdrücklich der Botschafter für ihre Rechte eingetreten war.

Sie zweifelten keinen Augenblick, daß sie dank solcher Hilfe zum Ziele gelangen würden. Und daß gerade Tischendorf es gewesen war, der ihnen diese Hilfe vermittelt hatte, erfüllte sie mit größter Dankbarkeit gegen ihn.

Um so williger nahmen sie den Vorschlag des Botschafters auf. Ein Klosterkonvent wurde einberufen, und bald wurde Tischendorf von dem ehrwürdigen Agathangelos mitgeteilt, daß der Vorschlag des Fürsten Lobanow einstimmig angenommen sei. Die Zuversicht der Väter vom Berge Sinai wurde später auch voll gerechtfertigt, denn es gelang dem russischen Botschafter, alle ihre Wünsche durchzusetzen.

Jetzt war endlich nach so vielen Mühen und so weiten Fahrten alles erreicht, was Tischendorf nur wünschen konnte. Am 28. September erfolgte die Übergabe der Handschrift an ihn, und zwar auf seinen ausdrücklichen Wunsch in demselben roten Tuch, in dem sie ihm am 4. Februar der Ikonomos im Katharinentkloster zuerst gebracht hatte. Überglücklich trug er den Schatz in seinen Gasthof, oder vielmehr er ließ ihn sich von einigen Klosterdienern dorthin tragen, denn die Gesamtheit der Pergamentblätter stellten eine gehörige Last dar. War auch die Schenkung an den Kaiser noch nicht erfolgt, die Hauptsache war doch erreicht: er konnte die Handschrift mit ins Abendland nehmen und dort in genauester Wiedergabe vervielfältigt herausgeben. Für die Wissenschaft war auf diesem Wege alles gesichert.

Am 9. Oktober schiffte er sich, nachdem er mehr als drei Vierteljahre durch die verschiedensten Teile des Mor-

genlandes gefahren war, wieder nach Europa ein. Als er in Triest gelandet war, zog es ihn zwar mächtig, so schnell wie möglich weiterzureisen. Aber in Wien machte er doch halt, um den kostbaren Bibelfund dem Kaiser Franz Joseph zu zeigen, welcher ihm schon früher sein großes Interesse an der Sache bewiesen hatte. Sehr ehrenvoll wurde er in der Hofburg empfangen, und der Kaiser betrachtete mit Staunen den ehrwürdigen Zeugen aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche. Der nächste, der den Codex zu sehen bekam, war sein eigener Landesherr, König Johann von Sachsen, der ihn im Dresdener Schloß empfing und auf mannigfaltige Weise ehrte. Natürlich mußte sich Tischendorf dann in der dortigen russischen Botschaft melden, wo er den Auftrag des Kaisers erhalten hatte. Fürst Wolkowsky war hoch erfreut, daß alles über Hoffen und Erwarten gelungen war, und veranstaltete im Gesandtschaftspalais eine Ausstellung, zu der eine Menge von Menschen aller Stände herbeiströmte, um den schnell berühmt gewordenen Codex zu sehen.

Von Dresden reiste Tischendorf nach einem ganz kurzen Wiedersehen mit seiner Frau und seinen Kindern in Leipzig unverzüglich weiter nach Petersburg, wo er Mitte November ankam.

Das russische Kaiserpaar empfing ihn mit großer Freude und herzlichen Glückwünschen im Sommerpalaste Zarstoj Selo und nahm mit dem Großfürsten und der ganzen Hofgesellschaft den Codex in Augenschein, immer noch in dem roten Tuche, in dem er vor acht Monaten zu Füßen des heiligen Berges entdeckt worden war. Die Besichtigung

fand im „Chinesischen Saal“ des Schlosses statt. Nicht nur der Codex Sinaiticus als das große Hauptstück lag dort zur Schau ausgestellt, sondern auch der gesamte Bestand der übrigen Handschriften, die der glückliche Entdecker vom fernen Morgenlande mitgebracht hatte. Auch die zwölf Palimpseste, die dabei waren, erregten mit ihren alten, verblichenen, vor Jahrhunderten abgewaschenen Schriftzügen das größte Interesse. Der Kaiser war hocherfreut, daß dieser Schatz fortan russischer Besitz sein sollte. Den versammelten höchsten Würdenträgern der russischen Kirche, dem Heiligen Synod, legte Tischendorf den Codex an einem späteren Tage vor. Auf besonderen Wunsch des Kaisers wurde dann in den stattlichen Räumen der Kaiserlichen Öffentlichen Bibliothek eine Ausstellung der sämtlichen Handschriften und Altertümer eröffnet, die nicht nur von den höchsten Kreisen, sondern auch von zahlreichen Männern und Frauen des einfachen Volkes besucht wurde.

In ganz Europa aber wurde der merkwürdige Fund am Berge Sinai in allen Zeitungen und Kreisen besprochen. Es klang wie ein Märchen, daß im weltfernen Kloster in der Wüste nach jahrhundertelanger Vergessenheit ein solcher Schatz entdeckt und in allerletzter Stunde vor dem Feuertode gerettet werden konnte, und jedermann pries den Mann glücklich, dessen unermüdlicher Ausdauer und Tatkraft das gelungen war. Fast alle europäischen Höfe überschütteten ihn mit einer solchen Fülle von Orden und Auszeichnungen, daß sie auf der Brust des einen Mannes unmöglich hätten Platz finden können.



## Die Herausgabe des Codex Sinaiticus

Die nächste Aufgabe bestand in der Herausgabe der Alten Bibelhandschrift, die durch Gottes Gnade unter den Stürmen vieler Jahrhunderte bis auf unsere Zeit erhalten und wieder ans Licht gefördert worden war. Um sich ganz dieser Aufgabe widmen zu können, erhielt Tischendorf eine ehrenvolle Berufung nach Petersburg, die ihn auch äußerlich viel glänzender gestellt hätte als in seiner Universitäts-Professur in Leipzig. Aber es bedurfte gar nicht der Bemühungen der sächsischen Regierung, um seine Kraft dem Vaterlande zu erhalten; er selbst trachtete in dieser Beziehung nicht nach hohen Dingen. Er lehnte also ab, erklärte sich aber selbstverständlich bereit, sein bisheriges Werk damit zu krönen, daß er in Leipzig die Herausgabe im Namen und Auftrag des russischen Kaisers besorgte. Mehrere Reisen nach Petersburg dienten dazu, mit der russischen Regierung zu vereinbaren, nach welchen Grundsätzen die Herausgabe veranstaltet werden sollte.

Diese Reisen, jedesmal im Winter, waren damals noch nicht so bequem wie heute, wo man sich in Berlin in den durchgehenden warmen Wagen oder Schlafwagen setzt



und behaglich sitzen bleibt, bis in Petersburg der Schaffner ruft: „Aussteigen!“ Nein, von Königsberg an ging's zunächst im Postwagen nach Osten. Drin in Rußland flog man im Schlitten durch verschneite Gefilde und hoch aufgetürmte Schneemassen. Wiederholt blieb man im tiefen Schnee stecken und der Schlitten oder Wagen drohte umzuschlagen. Alles mußte aussteigen, bis wieder Bahn gemacht war. Einmal mußte sich Tischendorf, um nur weiterzukommen, einen eigenen Schlitten kaufen. Und wenn der einsame Schlitten über die leblose, weiße Fläche dahinjagte, umschweiften ihn nicht selten hungrige Wölfe, welche dem Gefährten mit lechzendem Schnauben nachrannten. So war es oft eine abenteuerliche Fahrt. Aber endlich erreichte er die russische Eisenbahn, die ihn dann ohne weitere Fährlichkeit nach Petersburg brachte, wenn auch mit einer gehörigen Erkältung behaftet.

Hier war man ganz mit ihm einverstanden, daß die äußere Gestalt der Ausgabe der Wichtigkeit der unvergleichlichen Urkunde entsprechen müsse. Ebenso sollte sie, weil im Namen und Auftrag des Kaisers veranstaltet, in jeder Hinsicht eine Prachtausgabe sein. Mit dieser Weisung kehrte er an seine Arbeit nach Leipzig zurück.

Über die Art der Vervielfältigung war Tischendorf anfangs zweifelhaft. Von manchen Seiten wurde eine photographische Wiedergabe empfohlen, und der Kaiser war durchaus bereit, die erforderlichen 300 000 Mark daran zu wenden. Dennoch beschloß er nach längerer Überlegung, von der Photographie abzusehen. Viele Seiten, deren Schriftzüge teils sehr verblichen waren, teils massen-

hafte und umfängliche Korrekturen und Rasuren, oft eine über der anderen, enthielten, ließen nur ein unvollkommenes Gelingen der Photographie erwarten. Dazu kam, daß die Herstellung von 700 Foliotafeln mit 210 000 Abzügen für die in Aussicht genommenen 300 Exemplare sehr viel Zeit gekostet hätte. Und endlich erhoben sich gewichtige Stimmen, welche die vollkommene Dauerhaftigkeit der Photographien für Jahrhunderte bezweifelten. So entschloß sich Tischendorf, nur eine größere Zahl von besonders interessanten Blättern für besondere Zwecke photographieren, im übrigen aber das Werk durch Druck vervielfältigen zu lassen. Dadurch wurde auch die Herausgabe beschleunigt. Diese Beschleunigung lag zunächst im Interesse der Wissenschaft, denn begreiflicherweise erwartete man das Werk in allen beteiligten Kreisen mit der größten Spannung. Aber es kam noch hinzu, daß im Herbst 1862 die tausendjährige Jubelfeier der russischen Monarchie bevorstand, zu deren Verherrlichung der Kaiser den Codex veröffentlichen sehen wollte. Bis zu diesem Zeitpunkte standen aber nur noch siebenundzwanzig Monate zur Verfügung, für die Riesenaufgabe eine fast allzu kurze Frist. Der Leser wird vielleicht denken, mehr als zwei Jahre seien für den Druck eines Werkes reichlich viel Zeit. Aber aus den folgenden Darlegungen wird er leicht verstehen, daß das in diesem Falle nicht zutrif.

Nun folgten also mehr als zwei Jahre, in denen Tischendorf Tag für Tag an seinem vor dreizehn Jahrhunderten geschriebenen Codex saß und arbeitete. Dabei lernte er seinen Codex nicht nur in-, sondern auch auswendig auf

genaueste kennen. Die großen Blätter bestanden ja alle aus Pergament, das heißt aus ungegerbter, nur von Haaren befreiter und gereinigter, mit Kalk gebeizter und geglätteter Tierhaut. Bald lernte er unterscheiden, ob die Pergamentblätter aus den Fellen von Gazellen oder anderen Tieren hergestellt waren. Farbe, Feinheit und Geschmeidigkeit des Pergaments waren je nachdem verschieden. Für die Deutlichkeit der Schrift kam auch in Betracht, ob die alten Schönschreiber auf die Haar- oder Fleischseite der geglätteten Felle geschrieben hatten.

Wir wollen ihm einmal über die Schulter sehen, wie er an seinem geliebten Codex arbeitet und studiert. Da sitzt er an seinem Schreibtisch, der jetzt im Zimmer meiner Frau steht, welche kurz nach dem großen Fund im Katharinenkloster geboren wurde und zum Gedächtnis daran in der heiligen Taufe den Namen Katharina erhalten hat. Aber der Leser würde große Augen machen, wenn er diese Schriftzüge sähe. Alles sieht so ganz anders aus als unsere heutigen gedruckten Bücher. Da fehlt vor allem ganz der Unterschied zwischen kleinen und großen Buchstaben. Was wir da sehen, sind lauter große, sogenannte Unzialbuchstaben. Auch etwas anderes fehlt, was uns in unseren heutigen Bibeln als etwas ganz Selbstverständliches vorkommt. Wir können es uns ja gar nicht anders denken, als daß jedes biblische Buch in Kapitel und Verse abgeteilt ist, so daß wir beim ersten Blick sehen können, welche Stelle wir vor uns haben. Davon ist in dem Codex Sinaiticus, der da auf dem Tische liegt, keine Rede. Nirgends ist in der fortlaufenden Schrift ein Abschnitt

zu erkennen. Ferner sind in unseren heutigen Bibeln die Sätze durch Komma, Punkt oder Fragezeichen getrennt, was die Erfassung des Sinnes schon äußerlich sehr erleichtert. Außerdem sind bei uns die einzelnen Wörter durch Zwischenräume voneinander geschieden, wodurch das Auge beim Lesen noch mehr unterstützt wird als durch den Unterschied von großen und kleinen Buchstaben.

Von alledem ist im Codex Sinaiticus wie in allen Handschriften von gleichem Alter nicht die Rede. Von der Kapiteleinteilung, welche erst der spanische Kardinal Hugo a Santo Caro ums Jahr 1250 eingeführt hat, findet sich noch keine Spur. Auch die Einteilung der Kapitel in Verse ist erst nach der Zeit Martin Luthers eingeführt worden, und zwar im Jahre 1551 durch den Pariser Buchdrucker Robert Stephanus, der sie beim Druck eines von ihm herausgegebenen Neuen Testaments auf eigene Faust vorgenommen und damit für die ganze Welt und für alle Zeiten festgelegt hat. Beide Einteilungen, die in Kapitel und die in Verse, sind leider oft höchst ungeschickt und unverständlich getroffen worden, so daß sie an vielen Stellen das Verständnis und die Erfassung des Zusammenhangs viel mehr stören als unterstützen. Von alledem ist im Sinaiticus noch nichts zu sehen. Da gibt's keine Kapitel, keine Verse, keine Trennung der einzelnen Wörter voneinander, keinen Unterschied zwischen großen und kleinen Buchstaben. Alles ist von Anfang bis zu Ende eines Buches in lauter großen Buchstaben („Unzialschrift“) geschrieben, die ohne irgendeine Unterbrechung Zeile an Zeile aneinander gereiht sind.

Die Pergamentblätter in sehr großem Format enthalten die Schrift in vier Columnen (Spalten), wie sie der Leser in den beiden beigegebenen Schriftproben des Codex Sinaiticus in getreuer Nachbildung sehen kann. Sie sind dem ersten Kapitel des Evangelisten Markus entnommen. An der so gestalteten Handschrift hatte Tischendorf nun lange Zeit zu arbeiten, um das große Werk zum Druck vorzubereiten.

Mit dem Druck konnte aber nicht so bald begonnen werden. Denn die Lettern, mit denen man sonst Bücher druckte, konnten für dieses Buch samt und sonders nicht gebraucht werden. Da jeder Buchstabe der Urschrift aufs genaueste gleichen sollte, mußten ganz neue Lettern hergestellt werden, wie sie der Buchdruck der ganzen Welt noch nicht kannte.

Mit dieser schwierigen Aufgabe betraute Tischendorf die rühmlich bekannte Druckerei von Giesecke & Devrient in Leipzig. Hier wurden die Buchstaben der Handschrift zunächst photographiert und danach die Stempel derjenigen Schriftformen geschnitten, die den fortlaufenden Text bildeten. Aber diese erste Schriftart genügte noch nicht. Da waren ja fast auf allen Seiten der Urschrift Randbemerkungen, Überschriften, Unterschriften, Beischriften, die alle ein bedeutend kleineres und etwas andersartiges Alphabet aufwiesen. Und da diese Korrekturen und später darüber gesetzten Schriften bei der Herausgabe alle ganz genau an derselben Stelle und in derselben Gestalt erscheinen sollten, mußten auch diese Kleinschriften photographiert und danach Buchstabe für Buchstabe ein ganz

<sup>Α</sup> ΑΡΧΗΤΟΥ ΕΥΑΓΓΕΛΙ  
<sup>Β</sup> ΟΥ <sup>ΥΥ ΘΥ</sup>ΙΥΧΥΚΛΘΩΣΤΕ  
 ΓΡΑΠΤΑΙ ΕΝ ΤΩ ΗΛ  
 ΙΑΤΩ ΠΡΟΦΗΤΗ  
 ΙΔΟΥ ΕΓΩ ΑΠΟΣΤΕ  
 ΛΩ ΤΟΝ ΑΓΓΕΛΟΝ ΜΟΥ  
 ΠΡΟΠΡΟΣΩΠΟΥ ΣΟΥ  
 ΟΣ ΚΑΤΑΣΚΕΥΑΣΕΙ  
<sup>Β</sup> ΤΗΝ ΟΔΟΝ ΣΟΥ  
<sup>Δ</sup> ΦΩΝΗΒΩΝΤΟΣ ΕΝ  
 ΤΗ ΕΡΗΜΩ ΕΤΟΙΜΑ  
 ΣΑΤΕ ΤΗΝ ΟΔΟΝ ΚΥ  
 ΕΥΘΙΑΣ ΠΟΙΕΙΤΕ ΤΑ  
 ΤΡΙΒΟΥΣ ΑΥΤΟΥ ΚΑΙ  
 ΓΕΝΕΤΟΙΩ ΑΝΝΗΕ  
 Ο ΒΑΠΤΙΖΩΝ ΕΝ ΤΗ

Evang. Markus 1, 1—4

Die Schrift besteht aus lauter großen Buchstaben ohne Wortteilung und Satzzeichen



Ω

Δ̄ ΚΑΙ ΕΓΕΝΕΤΟ ΕΝ ΕΚΕΙ  
Α ΝΑΙΣ ΤΑΙΣ ΗΜΕΡΑΙΣ  
ΗΛΘΕΝ ΙΣΑΠΟΝΑΖΑ  
ΡΕΤΤΗΣ ΓΑΛΙΛΑΙΑΣ  
ΚΑΙ ΕΒΑΠΤΙΣΘΗ ΕΙΣ  
ΤΟΝ ΙΟΡΔΑΝΗΝ ΥΨΟ  
Ε ΙΩΑΝΝΟΥ ΚΑΙ ΕΥΘΥ  
ΑΝΑΒΕΝΩΝ ΕΚ ΤΩ  
ΥΔΑΤΟΣ ΕΙΔΕΝ ΣΧΙ  
ΖΟΜΕΝΟΥΣ ΤΟΥΣ  
ΟΥΝΟΥΣ ΚΑΙ ΤΟ ΠΝΑ  
ΩΣ ΠΕΡΙΣΤΕΡΑΝ ΚΑ  
ΤΑ ΒΑΙΝΟΝ ΚΑΙ ΜΕ  
ΝΟΝ ΕΠΑΥΤΟΝ  
ΚΑΙ ΦΩΝΗΕΚΤΩ

Evang. Markus 1, 9—11

Getreue Nachbildung einer Kolumne aus dem Codex Sinaiticus  
Jede Seite hat vier solche Kolumnen nebeneinander

genau gleichartiges Alphabet geschnitten werden. Aber auch damit noch nicht genug. Ein drittes, noch kleineres Alphabet mußte zur genauen Wiedergabe der etwa 16 000 Korrekturen und ganz kleinen Beischriften hergestellt werden. Was das für eine Mühe war, die Tischendorfs Kopf und Augen aufs äußerste anstrebte, kann sich der Leser kaum vorstellen. Denn die Schriftzüge waren ja nicht klar und scharf wie in einem gedruckten Buch, sondern es handelte sich vielfach um verblichene Schriftzüge, die vor anderthalb tausend Jahren durch Ausradierung, Zwischenschriften und mancherlei Zeichen verändert worden waren.

Während dieser umfänglichen Vorarbeiten bei Giesecke & Devrient ließ Tischendorf in der bewährten Fabrik von Ferdinand Flinsch in Leipzig ein Kupferdruckpapier größten Formats besonders anfertigen, das nicht nur schön und dauerhaft sein, sondern auch dem Pergament der Handschrift möglichst ähnlich sehen mußte. Auf echtes Pergament wurden nur zwanzig Exemplare gedruckt, welche für fürstliche Empfänger bestimmt waren.

Endlich konnte im Juni 1860 der Druck beginnen, und in den ersten Tagen des Juli sah Tischendorf mit Bewegung den ersten fertigen Bogen auf seinem Tische liegen. Beim Fortschreiten des Drucks wurden noch manche Verbesserungen vorgenommen, die eine noch genauere Nachahmung der Handschrift bezweckten. Nach peinlicher Untersuchung der einzelnen Buchstaben zeigte es sich nämlich, daß der Codex nicht von einer und derselben Hand geschrieben war. Wahrscheinlich in Alexan-

drien entstanden, wo die geschicktesten und berühmtesten Schönschreiber jenes fernen Jahrhunderts lebten, war die gesamte Schreibarbeit offenbar an verschiedene Schönschreiber verteilt worden. Zwar war die Schrift des ganzen Codex so wunderbar gleichmäßig, daß jeder Laie darauf gewettet hätte, sie stamme von einem und demselben Schreibkünstler. Aber Tischendorf, der erste Paläograph seiner Zeit, stellte mit seinem scharfen Auge vier verschiedene Hände fest, deren jede vor den anderen gewisse Eigentümlichkeiten voraus hatte. Er ließ daher eine Menge von Ergänzungsbuchstaben schneiden und gießen, wodurch zum Beispiel allein für den Buchstaben  $\Omega$  (Omega) sieben verschiedene Formen entstanden. Die kleinste Linie mußte ganz genau mit der Vorlage übereinstimmen, auch die vielen kleinen Unregelmäßigkeiten der Urschrift. Mit das Mühsamste und Zeitraubendste war, daß auch die Entfernung der einzelnen Buchstaben voneinander, welche die alten Schreibkünstler nach bestimmten Regeln recht ungleichmäßig gestaltet hatten, mit peinlicher Genauigkeit wiedergegeben werden sollten. Man kann sich kaum vorstellen, was für eine ungeheure Arbeit damit verbunden war. An jeder einzelnen Stelle mußte Tischendorf dem Setzer diese Entfernung besonders vorschreiben und dann bei der Korrektur genau darauf achten. Diese Entfernung der Buchstaben voneinander wurde durch Einschiegung von feinsten Metallblättchen zwischen den einzelnen Typen bewirkt. Jede einzelne Seite ergab durchschnittlich 1200 solcher Zwischenräume mit mehr als 2500 Blättchen. Bei der Korrektur mußte Buchstabe für Buchstabe nochmals

mit der Urschrift verglichen werden, um danach die Zahl der einzuschiebenden Blättchen zu bestimmen. So wurden zum Beispiel allein für den Text des Neuen Testaments mehrere hunderttausend dieser Metallblättchen von verschiedener Größe ausgemessen, eingefügt und nachgerechnet.

Durch diese unerwartete Vermehrung der Arbeit wurde die Vollendung des Werkes innerhalb eines so kurzen Zeitraums fast zur Unmöglichkeit. Um die drei Folio-bände innerhalb zweier Jahre zu vollenden, galt es nichts Geringeres, als daß allwöchentlich 32 Kolumnen des vier-spaltigen Textes von je 48 Zeilen handschriftlich zum Druck zugerüstet, gesetzt, korrigiert, revidiert und endgültig gedruckt wurden. Zwischen diese so peinliche Aufmerksamkeit erfordernden Arbeiten kamen außerdem noch manche Reisen. Mehrmals wurde eine Reise nach Petersburg notwendig. Auch König Wilhelm von Preußen sprach den Wunsch aus, den Codex zu sehen. Dazu reiste Tischendorf nach Berlin und fand bei Vorlegung der Handschrift das größte Interesse des Königs- und Kronprinzenpaares.

Trotz aller Schwierigkeiten gelang es dem rastlosen Fleiß Tischendorfs, das Werk rechtzeitig fertigzustellen. Nach Ostern 1862 war der Druck der drei Folio-bände mit 22 Büchern des Alten und 29 des Neuen Testaments, einschließlich des Barnabas- und Hermasbriefes, vollendet. Die Leistungen der Druckerei, an welche so außergewöhnliche Anforderungen gestellt wurden, waren über alles Lob erhaben. Alles entsprach aufs genaueste der Urschrift. Die bräunliche Druckfarbe war der Urschrift vollkommen angepaßt. Die oft mitten im Text stehenden



Das Ratharinentkloster mit dem Mosesberg Dschebel Musa  
Zu Seite 48

roten Buchstaben und mannigfache kleine Zeichen waren getreu wiedergegeben.

Eine weitere gewaltige Arbeit Tischendorfs war die wissenschaftliche Einleitung und Erläuterung der Sinai-Handschrift. Sie bildete den vierten Folioband des Werkes. Darin hatte er 15 000 Erläuterungen gegeben, deren größter Teil die Änderungen betrifft, welche die Hände der alten vom vierten bis neunten und zwölften Jahrhundert tätigen Korrektoren in die Urschrift eingetragen haben. Mehrere tausend Erläuterungen betreffen solche Stellen, deren Beurteilung überaus schwierig war, weil die ursprüngliche Schrift durch Radierung vertilgt und die radierte Stelle von neuem überschrieben worden, nicht selten auch die Korrektur des früheren durch einen späteren Korrektor wieder gänzlich ausradiert oder verändert worden war. Dabei galt es nicht nur, festzustellen, was ursprünglich und was später gelesen worden ist, sondern es mußte auch der Urheber jeder einzelnen Korrektur unter den sieben verschiedenen Verbesserern ausfindig gemacht werden.

Aber, wie gesagt, trotz der Kürze der Zeit war alles wohl gelungen, und Tischendorf konnte das ganze fertige Werk, all die dreihundert Nachbildungen der uralten Handschrift, die er am Sinai aufgefunden hatte, rechtzeitig zum tausendjährigen Jubiläum nach Rußland bringen. Am Tage seiner Abreise nach Petersburg, am 6. Oktober 1862, gingen zugleich 31 Kisten mit 1232 Foliobänden im Gewicht von 130 Zentnern dorthin ab. Mitte Oktober traf er in der russischen Hauptstadt ein. Am



10. November nahm das Kaiserpaar in Zarskoje-Selo unter dem Ausdruck des lebhaftesten Dankes die ersten Exemplare aus seinen Händen entgegen.

Das erste Blatt des Werkes enthielt die Widmung an das Kaiserpaar, in welcher es heißt: „Der Herr hat es gefügt, daß unter den Auspizien Eurer Kaiserlichen Majestät dieser christliche Urkundenschatz vor drei Jahren aus einem Klosterwinkel des Orients nach Europa gebracht wurde. Seine Gnade ließ auch die Bemältigung vieljähriger Arbeit innerhalb dreier Jahre gelingen und läßt mich nun denselben Schatz zu Füßen Eurer Kaiserlichen Majestät niederlegen. Es geschieht mit der freudigen Genugthuung, daß die hohe Bedeutung der Handschrift, die ich im voraus so zuversichtlich vertrat, sich glänzend bestätigt hat. Es gibt keine Urkunde dieser Art, die für ihren uralten Adel gültigere Beweise aufzuweisen hätte. Aus dem höchsten christlichen Altertum treten ehrwürdige Väter des Morgen- und Abendlandes als Zeugen dafür auf, daß der Kirche ihres Zeitalters das Wort Gottes in ganz ähnlichen Urkunden vor Augen gelegen hat.

So hat denn diese christliche Reliquie aus der Zeit der ersten christlichen Kaiser wie ein verborgenes Heiligtum am Fuße jenes Berges geruht, auf dessen Gipfel einst Mose die Herrlichkeit Gottes geschaut und die Gesetzestafeln aus Gottes Hand empfangen hat. Aber nach vielhundertjähriger Verborgenheit war sie dazu ausersehen, in die Hand Eurer Majestät gelegt zu werden, um mit ihrer beredten Botschaft alter heiliger Wahrheit der gesamten christlichen Welt geschenkt zu werden.“

Von den in größtem Format gedruckten 300 Prachtbänden wurden 223 an die namhaftesten Bibliotheken der Christenheit als Geschenk des russischen Kaisers abgesandt. Selbstverständlich ging auch ein Stück des vierbändigen Prachtwerkes dem Katharinenkloster am Sinai mit einem goldenen Gegengeschenk des Kaisers zu; eines auch an die Familie von Tischendorf, das sich gegenwärtig in meinem Hause befindet. Die übrigen 77 schenkte der Kaiser dem Entdecker Konstantin von Tischendorf, um sie buchhändlerisch verwerten zu lassen. Sie wurden daher von Petersburg wieder nach Leipzig zurückgeschickt und von Giesecke & Devrient zu hohen Preisen verkauft.

Durch diese Verbreitung des Werkes durch die ganze Welt war nunmehr der Text des Sinaiticus in denkbar getreuester Nachahmung der Urschrift Gemeingut der Christenheit geworden. Nachdem kurz darauf auch die längst beabsichtigte Schenkung des Codex durch eine Abordnung vom Sinai an den Kaiser vollzogen war, fand der Codex seinen Platz in der öffentlichen Bibliothek in der russischen Hauptstadt. Selbst wenn die Urschrift einem bösen Zufall zum Raube werden sollte — die Gefahr lag ja beim Ausbruch der russischen Revolution und Bolschewikenraserei im Jahre 1917 nahe genug — ist doch durch diese Veröffentlichung inhaltlich der wertvollste Text des Neuen Testaments für alle Zeiten gesichert.



## Die Wichtigkeit der Sinaitischen Handschrift

**N**un wird der Leser gewiß schon lange gefragt haben: Wie alt ist denn die Sinaitische Handschrift? Darauf muß ich noch antworten. Leider trägt sie selbst keinen Geburtschein auf ihren Pergamentblättern. Wir sind daher auf die Merkmale angewiesen, die sie sonst an sich trägt. Diese sind aber so klar und unzweideutig, daß ihr Alter mit ziemlicher Genauigkeit festgestellt werden kann.

Zunächst steht fest, daß Kaiser Justinian in Konstantinopel das Sinaitkloster im Jahre 530 gestiftet hat. Er hatte für dieses Heiligtum eine ganz besondere Verehrung und war eifrig darauf bedacht, es mit allem auszurüsten, was zu einem hervorragenden Kloster gehört. Dazu gehört aber unzweifelhaft auch eine Bücherei. Und in einer solchen durfte doch außer den Heiligenlegenden und dergleichen vor allem die Bibel nicht fehlen. Daß der Sinaihalbinsel so nahe Alexandrien barg im vierten Jahrhundert die berühmtesten Schreibkünstler, welche die bestellten Bücher mit größter Schönheit und Gleichmäßigkeit herzu-

stellen mußten. Es lag nahe, daß der Kaiser eine dort geschriebene Bibel in das von ihm so wert gehaltene Kloster stiftete. Und tatsächlich weist die tadellose Schrift neben anderen Merkmalen auf alexandrinischen Ursprung hin.

Doch das sind nur Vermutungen. Um sicher zu gehen, muß man die Handschrift selbst nach ihrem Alter befragen. Da kommt es auf genaue Untersuchung der geschichtlichen Merkmale und der Beschaffenheit der Schrift an. Palaeographen, das heißt Kenner der ältesten Handschriften, sowie Kenner der Kirchengeschichte können hieraus so untrügliche Beweise erbringen, daß das Alter der Sinaitischen Handschrift gar keinem Zweifel unterliegen kann. Doch das ist Sache der Gelehrten und geht über den Rahmen dieser Schrift hinaus. Wir können uns damit begnügen, das einstimmige Urteil der Forscher wiederzugeben. Was Tischendorf, damals als der erste Meister der Palaeographie feststellte, dem stimmte die gesamte gelehrte Forschung jener Tage bei. Er schrieb in die Widmung seines Codex die Worte hinein: „Es gibt unter allen ähnlichen Handschriften keine, die so gültige Beweise für ihren uralten Adel aufzuweisen hätte.“

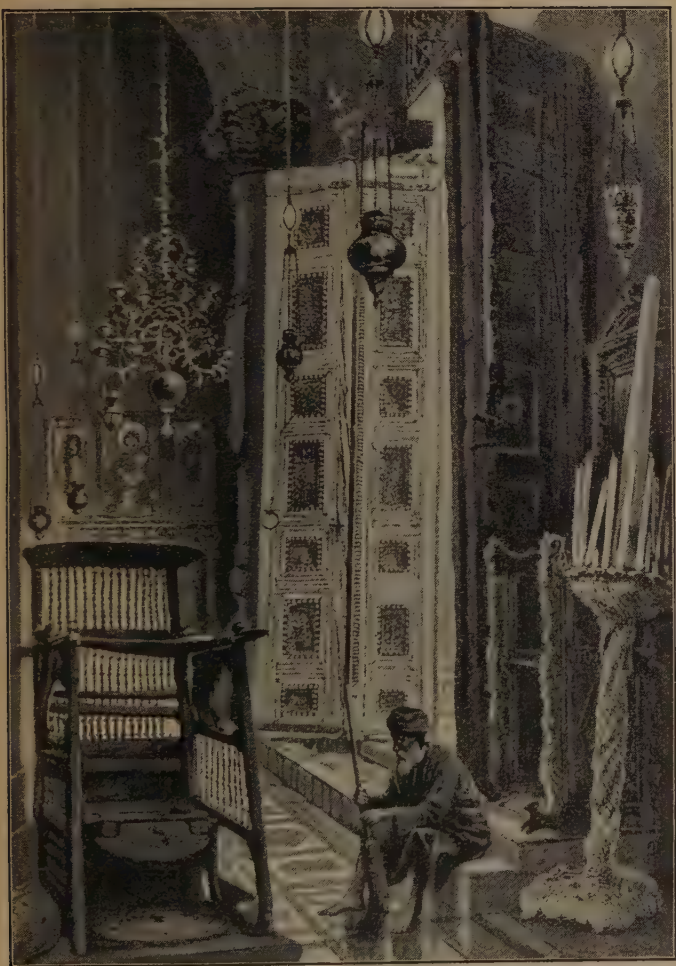
Die einzige griechische Handschrift, die an Alter mit dem Sinaiticus in Vergleich kommen kann, ist der Codex Vaticanus, der sich im Besitze des Papstes befindet. Der Vaticanus aber war längst allgemein als ein Werk des vierten Jahrhunderts anerkannt. Beide haben Merkmale eines so hohen Alters wie sie allen anderen Bibelhandschriften fehlen. So hat das Neue Testament in allen übrigen frühesten Handschriften, denen in Paris, Rom,

London, Dublin, Wolfenbüttel, schon die später eingeführte Einteilung in Kapitel. Nur der Sinaiticus und der Vaticanus zeigen noch die ältere Schreibweise, wo von einer Kapiteleinteilung noch keine Rede ist. In ihnen ist alles in einem Zuge geschrieben, und es findet sich in jedem Buche von Anfang bis zu Ende nicht ein einziger Abschnitt. Beiden sind auch noch andere sehr bezeichnende Eigentümlichkeiten gemeinsam. Nirgends am Anfang der Sätze finden sich besonders große Anfangsbuchstaben. Auch die Teilungszeichen wie Punkt, Komma, Fragezeichen und dergleichen fehlen so gut wie ganz. Über die Merkmale im Sinaiticus beweisen auch, daß dieser entschieden noch älter ist als der Vaticanus. Denn die Reihenfolge der neutestamentlichen Bücher ist noch nicht dieselbe wie in unseren heutigen Bibeln, sondern genau dieselbe wie in der ältesten uns bekannten Übersetzung, der syrischen, während der Vaticanus schon unsere heutige Anordnung hat. Dazu kommt noch, daß zur Zeit der Entstehung des Sinaiticus offenbar die beiden Briefe des Barnabas und des Hermas zum Neuen Testament gerechnet wurden. Wir wissen, daß die Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts geneigt war, diese beiden Schriften ebenso wie die apostolischen ihrer Bibel einzureihen, wie es uns von Clemens (gestorben 220) und Origenes (gestorben 254) bezeugt wird. Als Eusebius im Jahre 325 ein Verzeichnis der Bücher des Neuen Testaments anfertigte, welche sich allgemeinen oder nur beschränkten Ansehens in der Kirche erfreuten, führte er unter den letzteren die Briefe des Barnabas und des Hermas auf. Erst in den Kirchen-

versammlungen in Laodicea (364) und Carthago (397) wurden sie endgültig vom Neuen Testament ausgeschlossen. So gibt es noch eine große Zahl von unzweideutigen Merkmalen für das hohe Alter der Handschrift, welche für die Gelehrten von größter Wichtigkeit sind, hier aber nicht weiter ausgeführt werden können. Genug, alles weist mit Bestimmtheit darauf hin, daß der Codex Sinaiticus vor der Mitte des vierten Jahrhunderts im Zeitalter des Eusebius (gestorben 340) geschrieben worden ist. Das ist aber ein Alter, das keine andere uns bekannte griechische Buch-Handschrift aufweisen kann.

Aber noch nicht genug. In ein noch viel höheres Altertum weist der Sinaiticus zurück. Er hat nicht nur mit dem Vaticanus eine enge Verwandtschaft, sondern auch mit der allerältesten lateinischen Bibelübersetzung, der „Itala“. Da diese aber bis ins zweite Jahrhundert zurückreicht, liegt darin eine Bürgschaft, daß der im Sinaiticus vorliegende Text in dieser Gestalt schon im zweiten Jahrhundert gebräuchlich und auch, wie der älteste syrische Evangelientext nachdrücklich bestätigt, weit verbreitet war. Daß die alexandrinischen Schönschreiber des vierten Jahrhunderts die griechische Sprache gar nicht verstanden, war der treuen Erhaltung des Textes nur günstig, denn so fühlten sie sich nicht versucht, Korrekturen anzubringen, wie es so viele spätere Abschreiber in guter Meinung, aber doch im Unverstand getan haben. Aus allem geht hervor, daß für die Wiederherstellung des ursprünglichen Textes, so wie ihn die Apostel geschrieben haben, die sinaitische Handschrift wichtiger ist als jede andere.





Innerhalb des Toreinganges der Verklärungskirche  
Zu Seite 51

Aber, wird der Leser fragen, haben wir denn in unserem Neuen Testament nicht mehr den ursprünglichen Aposteltext? In der Hauptsache gewiß. Aber vor Erfindung der Buchdruckerkunst mußten ja alle Bücher mit der Hand geschrieben werden. Auch die Schriften des Neuen Testaments konnten nur dadurch erhalten werden, daß ihr Text von der Apostelzeit an fort und fort abgeschrieben wurde. Indem aber Abschrift von Abschrift gemacht wurde, lief der Text begreiflicherweise Gefahr, fehlerhaft zu werden. Daran waren vielfach Fahrlässigkeit, Mißverständnis und Unwissenheit der Abschreiber schuld, zumal da die damalige Schrift wie beim Sinaiticus keine Worttrennung, kein Komma und keinen Punkt kannte; es wurde eben ohne Zwischenräume Buchstabe an Buchstabe gereiht. Vielfach war an diesen Veränderungen nicht nur Unaufmerksamkeit, sondern unberufener Eifer der Abschreiber schuld; sie wollten den Ausdruck verbessern, Erzählungen vervollständigen, vermeintliche Verschiedenheiten oder Widersprüche ausgleichen, dachten aber nicht daran, daß sie sich dadurch am Bibeltext versündigten. Da nun die Bibliotheken der christlichen Welt gegen tausend Urkunden von Schriften des griechischen Neuen Testaments besitzen, desgleichen eine beträchtliche Zahl von alten syrischen, koptischen, lateinischen, gotischen Übersetzungen, so hat sich daraus eine so große Mannigfaltigkeit der Texte ergeben, daß nur eine geringe Minderzahl von Versen in völliger Übereinstimmung vorliegt. Gar mancher Vers hat zehn oder mehr verschiedene Lesarten, wenn sie auch weit mehr sprachlicher als sachlicher Art sind.

Ich möchte nun nicht, daß der Leser auf den Gedanken komme, er könne seinem Neuen Testament, in dem sich im Urtext so viele Fehler finden, nicht mehr recht trauen. Dazu liegt nicht der mindeste Anlaß vor. Nur an wenigen Stellen haben die Verschiedenheiten wichtige sachliche Bedeutung.

So haben wir Markus 16 nicht mehr den echten Schluß, den der Evangelist ursprünglich geschrieben hat. Bis zum 8. Verse stimmen alle Handschriften überein. Aber was in unserem deutschen Neuen Testament vom 9. Vers bis zum Schluß steht, hat Markus selbst nicht geschrieben. Man wußte schon, daß dieser Schluß in der bisher ältesten und wichtigsten Handschrift, dem Vaticanus, fehlte, und daß auch die bedeutendsten christlichen Kirchenväter des vierten Jahrhunderts bezeugen, daß er schon damals in den genauesten Handschriften nicht da stand. Durch die Auffindung des Codex Sinaiticus, der allerältesten griechischen Handschrift, wurde nun bestätigt, daß auch hier der uns bekannte Schluß Vers 9 bis 20 zu jener Zeit nicht zum Markusevangelium gehörte. Dieses schloß also schon mit dem 8. Vers. Wenn nun der Leser sein Neues Testament aufschlägt, so heißt es da von den Frauen, die am Ostermorgen am Grabe Jesu waren: „Und sie gingen schnell heraus und flohen vom Grabe, denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen. Und sie sagten niemand nichts, denn sie fürchteten sich“ . . .

Da wird nun jeder den Eindruck haben: so kann Markus sein Evangelium nicht geschlossen haben. Was folgt daraus? Daß schon sehr frühe der echte, von Markus selbst

geschriebene Schluß durch irgendein Mißgeschick abgerissen oder sonstwie verlorengegangen sein muß. Das haben auch die Abschreiber gefühlt und sich in bester Absicht bemüht, einen mit den anderen Evangelien übereinstimmenden Schluß hinzuzufügen, damit ihre Leser nicht ein offenbar unvollendet gebliebenes Werk in die Hände bekommen. So sind im Laufe der Zeit eine Anzahl von verschieden lautenden Schlußabschnitten unseres Evangeliums entstanden. Der bekannteste, der sich schon in der alten lateinischen Übersetzung der „Itala“ findet, steht in unserer Lutherbibel. Dieser schon früher vermutete Zusammenhang der Dinge ist durch die Auffindung des Sinaiticus zur Gewißheit erhoben worden. Denn nun stimmten die beiden ältesten Zeugen, der Sinaiticus und der Vaticanus, darin überein.

Noch ein Beispiel. Im ersten Verse des Epheserbriefs lesen wir in unseren Bibeln, er sei gerichtet „an die Heiligen zu Ephesus“. Aber das Wort Ephesus fehlt im Codex Sinaiticus wie in allen alten Handschriften. Es ist also erst von späteren Abschreibern hinzugefügt worden. Daraus ergibt sich, was man übrigens aus inneren Merkmalen schon immer vermutet hatte, daß dieser Brief gar nicht an die Epheser gerichtet ist. Wahrscheinlich ist er von Paulus während einer Gefangenschaft in Ephesus selbst geschrieben, kann dann also unmöglich nach Ephesus gerichtet sein. Er ist vielmehr, wie sich aus seinem sonstigen Inhalt mit großer Wahrscheinlichkeit ergibt, ein Rundbrief, der an eine Reihe von Gemeinden, wahrscheinlich in Kleinasien, gerichtet ist. Nun erwähnt Paulus im Ro-

losserbrief (4, 16) einen Brief, den er an die Gemeinde in Laodicea gesandt habe, und den sich die Kolosser auch zum Vorlesen geben lassen sollten. Dieser Rundbrief, welcher demnach zuerst in Laodicea, dann in Ephesus, und weiterhin in anderen kleinasiatischen Gemeinden vorgelesen werden sollte, scheint kein anderer zu sein als derjenige, welchen wir heutzutage Epheserbrief nennen.

Noch ein letztes Beispiel. Im 5. Kapitel des Evangeliums des Johannes steht die bekannte, ergreifende Geschichte von der Heilung am Teiche Bethesda. Um Rande des Teichs lagen viele Kranke, Blinde, Lahme, Verdorrte. Auch Jesus kam eines Tages dorthin. Er sah einen Menschen, der schon achtunddreißig Jahre lang krank gelegen hatte. Ein tiefes Mitleid ergriff ihn, und er heilte ihn. In unserem Neuen Testamente lesen wir nun gleich am Anfang die Worte: „die (Kranken) warteten, wenn sich das Wasser bewegte; denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser. Welcher nun der erste, nachdem das Wasser bewegt war, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war.“ Diese Worte hat Johannes nie geschrieben. Sie fehlen in allen ältesten Handschriften, dem Sinaiticus, dem Alexandrinus in London (A), dem Vaticanus in Rom (B) und dem Pariser Palimpsest (C). Daraus geht klar hervor, daß die Kirche des vierten Jahrhunderts diese Worte nicht gekannt hat, daß sie also ein nach dem vierten Jahrhundert gemachter Zusatz sind. Wer hat ihn gemacht? Ein späterer Abschreiber, mehr als hundert Jahre nach der Heilung am Teiche Bethesda, dazu fern von Palä-



stina und unbekannt mit der Örtlichkeit in Jerusalem, hat sich Gedanken darüber gemacht, warum wohl am Teich Bethesda so viele Kranke gelegen haben, und erklärte sich die Sache so, daß ein Engel herabstieg und das Wasser in eine heilkräftige Bewegung versetzte. Um den Lesern die Sache auch verständlich zu machen, trug er seine Gedanken in den Text ein, bedachte aber nicht, daß er damit den ursprünglichen Text fälschte, wenn auch in bester Meinung. So hielt die Christenheit viele Jahrhunderte lang diese Worte für apostolisch. Erst im neunzehnten Jahrhundert brachten die wieder aufgefundenen ältesten Handschriften die Tatsache ans Licht, daß Johannes selbst von der Wasserbewegung durch den Engel kein Wort in sein Evangelium geschrieben hat.

So gibt es noch andere Stellen, die an ihrem Orte von sachlicher Bedeutung sind, jedoch samt und sonders den Glaubensstand der christlichen Gemeinde nicht berühren. Die weitaus meisten verschiedenen Lesarten, man kann fast sagen alle, sind lediglich sprachlicher Natur und haben nur für Gelehrte Bedeutung. Der Bibelleser kann sich also gerade nach all diesen eingehenden Forschungen fest darauf verlassen, daß er die echten Schriften der Apostel in Händen hat.

Seit dem sechzehnten Jahrhundert haben wir ja nun gedruckte griechische Neue Testamente. Aber auch diese weisen sehr viele Verschiedenheiten auf, weil sie sich bald nur an eine, bald an mehrere Handschriften angeschlossen, und zwar oft unter Leitung von Männern, die wenig von der Sache verstanden. Erst die neuere Zeit hat den Grund-



satz aufgestellt, daß uns der Bibeltext so heilig und ehrwürdig sein muß, daß wir keine Mühe scheuen dürfen, um die Fehler der Abschreiber zu beseitigen. Das kann natürlich nur so erreicht werden, daß den älteren Abschriften vor allen jüngeren ein beherrschender Vorrang eingeräumt wird. Tischendorf hatte schon vor Entdeckung der Sinai-Handschrift sieben Ausgaben des griechischen Neuen Testaments in mehr als zwanzigtausend Exemplaren ausgehen lassen, die er nach diesem Grundsatz bearbeitet hatte. Er hatte dabei auch die kleinsten Verschiedenheiten nicht außer Acht gelassen. Denn er war der Ansicht, daß im Neuen Testament, diesem Kronjuwel aller Bücher der Welt, nichts gleichgültig sei, auch nicht sprachliche Formen und Wendungen. Sein Ziel war, das Neue Testament möglichst genau in der Fassung wiederherzustellen, wie es einst aus den Händen der Apostel hervorgegangen ist.

Nach alledem kann der Leser ermessen, von welcher unvergleichlicher Bedeutung für die Wissenschaft des Neuen Testaments und für die ganze Kirche der Codex Sinaiticus ist. Denn er ist nicht nur älter als der bisher älteste, der Vaticanus, der aber damals vom Papst noch immer nicht zur Veröffentlichung freigegeben worden war, sondern auch die einzige vollständige unter den drei wichtigsten, mehr als tausend Jahre alten Handschriften, der vatikanischen, der alexandrinischen in London und dem Pariser Palimpsest Ephraïms des Syriers. Unsere deutschen und andere europäische Übersetzungen des Neuen Testaments fußen durchweg auf dem seit Erasmus, dem Zeitgenossen

Luthers, üblichen griechischen Text, der im sechzehnten Jahrhundert einigen neueren griechischen Handschriften entnommen war. Das war aber derselbe, der in der byzantinischen Staatskirche während vieler Jahrhunderte durch die Hände von Tausenden von Abschreibern gegangen und durch zahllose Fehler verdorben war. Mit Entdeckung des Sinaiticus ist auf diesem Gebiete eine neue Zeit angebrochen. Jetzt ist es möglich, wenigstens den im zweiten Jahrhundert (zur Zeit der „Itala“) weit verbreiteten Aposteltext wiederherzustellen, mit dem wir tatsächlich dem apostolischen Zeitalter ganz nahekommen.

Aber nicht nur für die Wiederherstellung des ursprünglichen Wortlautes, sondern auch für die zur Zeit Tischendorfs so heiß umstrittene Frage der Echtheit der Evangelien war und ist der Codex Sinaiticus von großer Bedeutung. Ich will nur ein kleines Beispiel anführen, das auch dem Laien einleuchten wird. In dem ums Jahr 120 geschriebenen Barnabasbriefe heißt es: „Hüten wir uns also, daß wir nicht etwa, wie geschrieben steht, viele Berufene, wenige Auserwählte erfunden werden.“ Man sieht es der Stelle wahrhaftig nicht auf den ersten Blick an, wie wichtig sie ist. Aber woher kennen wir denn die angeführte Stelle? Bei welchem Evangelisten steht sie? Nur beim Evangelisten Matthäus, und zwar zweimal, im 20. und 22. Kapitel. Was folgt daraus? Daß das Evangelium des Matthäus im Jahre 120 schon als eine allgemein anerkannte apostolische Schrift in der ganzen Kirche bekannt war. Wem verdanken wir diese Nachricht? Nur dem Sinaiticus, durch den der längst verschollene Bar-



Blick vom Berge Raas es Esaffhaafe  
Im Rundbild der Gipfel des Dschebel Muſſa mit Kapelle  
Zu Seite 51

nabasbrief wieder ans Licht gekommen ist. Zwar war diese Stelle des Barnabasbriefes schon vor Entdeckung der Sinaihandschrift in einer unvollständigen, sehr mangel- und fehlerhaften lateinischen Übersetzung des Barnabasbriefes bekannt. Aber man hielt diese Übersetzung für ganz unglaublich und unzuverlässig. Noch kurz vor der Entdeckung des Sinaiticus hatte D. Credner, einer der anerkanntesten Kritiker seiner Zeit, geschrieben: „Der Teil des Barnabasbriefes, der die fragliche Stelle enthält, liegt uns nicht mehr im griechischen Originaltexte vor, sondern nur in einer alten lateinischen Übersetzung. Leicht war aber vom Übersetzer den Worten die ihm geläufige Formel „wie geschrieben steht“ hinzugefügt. Aus inneren Gründen müssen wir daher die Richtigkeit des Textes an unserer Stelle so lange in Zweifel ziehen, bis man uns das Gegenteil beweist.“ Nun, der Beweis des Gegenteils kam. Nachdem er viele Jahrhunderte lang in der arabischen Wüste unter den alten Pergamentbüchern des Katharinenklosters verborgen gelegen, trat der so lange vermißte Barnabasbrief zur großen Überraschung dieser Kritiker in der griechischen Sprache wieder ans Licht. Und richtig, da stand auf dem alten Pergament die angefochtene Stelle: „wie geschrieben steht“. Also Barnabas selbst, nicht erst sein Übersetzer, hatte sich schon auf das Matthäusevangelium bezogen.

Damit war aber nicht nur für Matthäus bewiesen, daß er schon vor 120 als heilige Schrift in der jungen Kirche anerkannt war, sondern auch für die anderen Evangelien. Denn alles weist darauf hin, daß man damals nicht etwa

nur einzelne Evangelien, sondern schon alle vier im kirchlichen Gebrauch hatte, und ganz besonders auch das Johannes-Evangelium wird neben den drei ersten Evangelien häufig angeführt. Schon bei den frühesten christlichen Schriftstellern des zweiten Jahrhunderts wie Justin finden wir die vier Evangelien in ein Ganzes zusammengefaßt. Schon nach der Mitte des zweiten Jahrhunderts wurden „harmonistische“ Werke über die vier Evangelien unternommen, das heißt eine Zusammenstellung oder Ineinanderarbeitung der Berichte aller vier Bücher, so daß die verschiedenen Einzelzüge der vier zu einem einheitlichen Bilde zusammengefaßt wurden. Und schon Irenäus (gestorben 202) vergleicht die Vierzahl der Evangelien mit den vier Himmelsrichtungen. So drängte alles dazu, anzunehmen, daß die Sammlung der vier Evangelien als einer zusammengehörigen heiligen Schrift ungefähr am Ausgang des ersten Jahrhunderts stattgefunden haben muß. Damals war der hochbetagte Apostel Johannes als der letzte der heiligen Männer, die dem Herrn persönlich nahegestanden hatten, gestorben. Das gab den Anlaß, daß die nachgelassenen Schriften als teure und unvergängliche Vermächtnisse, als wohlverbürgte Zeugnisse von Leben und Lehre des Heilandes zur allgemeinen Richtschnur des Glaubens und Wandels gemacht wurden. So haben wir neben anderen Gründen auch durch die Auffindung des Codex Sinaiticus einen Nachweis, daß die Evangelien ebenso wie die Episteln, von denen freilich einige nicht allgemeine Anerkennung hatten, schon vor dem Jahr 120 als die heilige Schrift der christlichen Gemeinde anerkannt waren.



Dazu kommt aber noch ein anderes. Es ist ja schon gesagt, daß der sinaitische Text im Unterschied von allen anderen uns bekannten alten griechischen Handschriften die größte Ähnlichkeit und Verwandtschaft mit der ältesten lateinischen Übersetzung, der „Itala“ des zweiten Jahrhunderts, hat. Daraus folgt, daß unsere Evangelien bis zu dieser frühen Zeit schon eine folgenreiche Entwicklung und Geschichte ihres Textes durchlaufen haben. Ist das wahr, so müssen doch wohl die Evangelien um den Ausgang des ersten Jahrhunderts schon im Gebrauch gewesen sein. Damit aber rückt die Geschichte des Textes des Neuen Testaments bis hart an die apostolische Zeit selbst, womit jene früher erwähnten, zur Zeit Tischendorfs gemachten Versuche, das Neue Testament als ein spätes Machwerk hinzustellen, ein für allemal widerlegt waren.

So war die Entdeckung dieser ältesten Handschrift des Neuen Testaments ein Fund, der für die ganze Christenheit die größte Bedeutung hatte. Und nur ein Mann von der Tatkraft, Ausdauer, Gewandtheit, Sachkunde und Fachmeisterschaft Tischendorfs war imstande, diese Handschrift zu erwerben, in der vielseitigsten und würdigsten Weise zu veröffentlichen und für die wissenschaftliche Arbeit am Neuen Testamente zu verwerten.







## Schluß

**S**ätte Tischendorf weiter nichts getan als den Codex Sinaiticus entdeckt, herausgegeben und wissenschaftlich bearbeitet, man würde in der Geschichte des Neuen Testaments und seiner Wissenschaft seinen Namen zu allen Zeiten mit größter Anerkennung nennen. Sein großes Ziel, der Kirche, soweit es menschenmöglich ist, den ursprünglichen Text des Neuen Testaments wiederzugeben, oder doch wenigstens in der Gestalt, in der er der Kirche zur Zeit des Irenäus (gestorben 202) vorlag, hat er von Anfang bis zu Ende seiner wissenschaftlichen Laufbahn mit rastlosem Fleiß verfolgt.

Denselben Zweck haben ja schon vor ihm gelehrte Männer ersten Ranges verfolgt, Bengel, Wetstein, Bentley, Lachmann und andere. Aber was jene mit noch sehr unzureichenden Mitteln angefangen hatten, hat er bis nahe ans Ziel der Vollendung gebracht und die Arbeiten seiner Vorgänger weit hinter sich zurückgelassen.

Gegen das Ende seines Lebens wollte er den ganzen Ertrag seiner Lebensarbeit in einem abschließenden großen wissenschaftlichen Werk zusammenfassen, der für Gelehrte

bestimmten achten Ausgabe seines größeren griechischen Neuen Testaments, der editio octava critica major (1864 bis 1872). Hier wollte er der Nachwelt die ganze Summa seiner kritischen Forschungen hinterlassen. Die Bearbeitung des Textes selbst hat er noch zu Ende geführt. Dagegen die so überaus wichtigen Erläuterungen dazu, die „Prolegomena“, mußte er leider einer späteren Hand überlassen. Sein für den Handgebrauch bestimmtes griechisches Neues Testament ist in 22 Ausgaben erschienen und in vielen Tausenden über den ganzen Erdkreis verbreitet worden. Man braucht nur die letzte Ausgabe mit der ersten zu vergleichen, die ihm einst in jungen Tagen im Jahre 1842 die theologische Doktormürde von der Universität Breslau eingetragen hatte, um zu sehen, was für ein Riesenfortschritt in diesen dreißig Jahren unter seinen Händen erreicht worden ist.

Die Gefahr von Talenten, die ihre Kraft einem Sondergebiete menschlichen Wissens zuwenden, ist die Einseitigkeit, die oft sogar zur Beschränktheit werden kann. Davor schützte ihn schon sein kräftiger Lebenssinn, ohne den er sein Ziel niemals hätte erreichen können. Er konnte seine Forschungsreisen im Abend- und Morgenland nicht ohne Unterstützung von Regierungen und einzelnen Förderern der Wissenschaft ausführen. Die mannigfachen und kostspieligen Druck-Ausgaben der ältesten Handschriften waren ohne den Beistand vermögender Gönner der Wissenschaft nicht herzustellen. Er wußte mit seiner Gewandtheit und bedeutenden Persönlichkeit die rechten Wege dazu einzuschlagen. Daß er nicht nur als Gelehrter, sondern

auch als vielseitiger Mensch reiste, beweisen die beiden Bücher, in denen er seine Fahrten ins Morgenland fesselnd beschrieben hat. In den Regionen der Höfe, der Aristokratie, der höheren Wissenschaft, in denen er so heimisch war, konnte sich nur ein Mann von vielseitigen Interessen bewegen. Die europäischen Höfe überschütteten ihn mit Anerkennungen. Der König von Sachsen ernannte ihn zu seinem Geheimen Rat. Der Kaiser von Rußland verlieh ihm und seiner Familie den erblichen Adel. In beiden Welten war sein Name der bekannteste von allen evangelischen Theologen seiner Zeit. Zahllos waren die Ehrungen aller Art, die ihm zuteil wurden. Aber nie hat er diese Ehrungen um den Preis der Wahrheit erkaufte, nie um der Menschen willen seinen Herrn verleugnet oder von ihm geschwiegen. Ohne Scheu und Rückhalt hat er ihn überall bekannt und, wo es galt, auch in schwierigen Lagen festzustehen, immer die Probe bestanden.

Ihn freuten diese Ehrungen, aber sie waren ihm doch nur Nebensache. Die Hauptsache blieb ihm immer die Förderung der theologischen Wissenschaft und der Dienst an der christlichen Gemeinde. Es war sein innigstes Anliegen, daß seine Lebensarbeit dienen möchte zur Ehre Gottes und seines heiligen Wortes. Die Bibel galt ihm als Gottes Wort, darum war ihm in ihrem Dienste keine Mühe zu viel. Der christliche Glaube war ihm Herzens- und Lebenssache. Er schämte sich des Evangeliums von Christus nicht. Diesem Dienste des Reiches Gottes hat er, das darf man wohl sagen, sein Leben geopfert. Davon zeugen auch seine volkstümlichen Schriften, die damals

viel gelesen und in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden. Die eine hatte den Titel „Wann wurden unsere Evangelien verfaßt?“, die andere „Haben wir die echten Schriften der Apostel?“ In der ersten trat er dem damals unter der Flagge der Wissenschaft auftretenden modernen Unglauben entgegen, in der zweiten wahrte er der Wissenschaft auch vor der Gemeinde das Recht und die Freiheit der Textkritik.

Übersehen wir die gewaltige Zahl von Büchern und Veröffentlichungen außer der ungeheueren Leistung seiner Textkritik auf weiten Gebieten wissenschaftlicher Forschung, so müssen wir staunen. Es sind ihrer nach meiner Zählung nicht weniger als zweiundsiebzig, darunter Sammelwerke von mächtigem Umfang, wie seine große urchristliche Urkundenbibliothek, die sieben Bände seiner Monumenta sacra, die zahlreichen Ausgaben des griechischen Neuen Testaments, hinter deren jeder eine gewaltige Arbeit stand. Er hatte eben eine Tatkraft und Beharrlichkeit, wie sie nur wenigen Menschen eigen ist. Es war ein Arbeitsleben ohnegleichen, in dem er sozusagen von Arbeit zu Arbeit jagte.

Aber er hatte noch nicht genug. Große Pläne bewegte er noch in seinem Geiste. Im Frühling des Jahres 1873 wollte er aufs neue ins Morgenland hinausziehen, und im Hochsommer beabsichtigte er an einer großen Versammlung evangelischer Männer in New York teilzunehmen, zu der er dringend eingeladen war. Aber die Arbeiten, mit denen er am Anfang dieses Jahres überbürdet war, überstiegen das Menschenmögliche. Der



Auffstieg zur Galerie mit dem Gastzimmer Tischendorfs  
im Sinai-Kloster  
Zu Seite 72



Mann, dessen Gesundheit unverwüßlich schien, ist dieser ihm aus früheren Verpflichtungen erwachsenen Überspannung seiner Arbeitskraft, so riesig sie schien, schließlich erlegen, und zwar plötzlich inmitten ungeschwächten, frischen, fröhlichen Schaffens.

Am 5. Mai desselben Jahres 1873 traf ihn ein Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholen konnte. Schwere Wochen und Monate folgten. Wie ein Kind mußte er wieder gehen und sprechen lernen, und seiner Tochter ist es noch heute eine rührende Erinnerung, wie mühsam und geduldig er sich abmühte, mit der nicht gelähmten Linken schreiben zu lernen. Aber es ging nicht mehr aufwärts. Der 5. Mai des nächsten Jahres kehrte wieder, ohne daß eine merkliche Besserung eingetreten war. Auch der mehrwöchige Aufenthalt in Bad Tepliz brachte keinen Umschwung. Da hat ihm Gott seine so fleißige Feder aus der Hand genommen und ihn in die Stille geführt.

Aber gerade in dieser schweren Zeit, wo die ganze Geisteswelt, in der er sich so lange und so erfolgreich bewegt hatte, für ihn versunken war, kam der kindliche, liebevolle, gläubige Kern seiner Seele mehr denn je zur vollen Erscheinung. Mit festem Glauben hielt er sich an die Gnade und Erbarmung seines Heilandes. Die Schlaganfälle wiederholten sich in kurzen Zwischenräumen. Sein Bewußtsein wurde schließlich umnachtet. Aber was sein Innerstes erfüllte, leuchtete doch in klaren Augenblicken wie ein Widerschein der nahen Verklärung hindurch. Im Glauben an seinen Herrn und Heiland entschlief er, fast sechzigjährig, am 7. Dezember 1874.



In seinem Testamente stehen die Worte: „Gott hat mir ein glückliches, von seinem Segen reich geschmücktes Leben geschenkt. Mühe und Arbeit ist's gewesen, aber sie war mir in Wahrheit köstlich. Lege Gott seinen Segen auch auf das, was ich der Nachwelt hinterlasse: es ist Sein Werk. Meine Hand hat nur Ihm nach meinem besten Wissen und Gewissen, wenn auch in Schwachheit, gedient. In der Wissenschaft verfolgte ich kein anderes Ziel als die Wahrheit. Ihr habe ich unbedingt das Knie gebeugt. Dem Beifall von links oder rechts ordnete ich meine Überzeugung niemals unter. Dem treuen Gott, dessen Gnade an mir so groß gewesen ist, befehle ich meine Familie von ganzem Herzen. Möge mein treues, innigstgeliebtes Weib ihr Leben lang festhalten an ihrem lauterem evangelischen Glauben. Meinen guten herzlieben Kindern aber rufe ich zu aus Herzensgrund: Treibet das Werk eures Lebens emsig und redlich; sucht euer wahres Heil nur im festen Glauben an den Erlöser! Werfet euer Vertrauen immer und immer auf den Herrn! Dienet dem Herrn allezeit in heiliger Freudigkeit, ernst und wahr!“

An seinem Grabe standen seine Witwe, drei Söhne und fünf Töchter. Der bekannte Pastor Ahlfeld an Sankt Nikolai hielt die Grabrede. Ihm stand beim Rückblick auf das abgeschlossene Leben vor allem der Berg Sinai vor Augen. Dort hatte einst Mose die Herrlichkeit Gottes geschaut. Und zu seinen Füßen hatte auch Tischendorf ein Stück Herrlichkeit Gottes erlebt, als Gottes Gnade sein unermüdliches Suchen nach dem ältesten Neuen Testament mit ungeahntem Erfolg gekrönt hatte. Darum legte

er seiner Grabrede die Worte aus dem zweiten Buche Mose 33, 20—23 zugrunde: „Und Gott sprach zu Mose: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich siehet. Und der Herr sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir; da sollst du auf dem Felsen stehen. Wenn denn nun meine Herrlichkeit vorübergehet, will ich dich in der Felsenkluft lassen stehen, und meine Hand soll ob dir halten, bis ich vorübergehe. Und wenn ich meine Hand von dir tue, wirst du mir hintennach sehen. Aber mein Angesicht kann man nicht sehen.“

Auch wir sehen zum Schluß dem Herrn hintennach, der über dem Leben Tischendorfs so merkwürdig gewaltet und ihn Wunderwege geführt hat bis in jenen Raum zwischen den Felsen des Berges Sinai, in dem ihm die größte Stunde seines Lebens aufgegangen ist, und weiterhin bis an sein seliges Ende. „Er war ein brennend und scheinend Licht“, wie der Herr einmal von einem Größeren gesagt hat. Und wenn ich mich auch anfangs gesträubt habe, der dringenden Mahnung jener bayrischen Pfarrfrau zu folgen und das Leben Tischendorfs einem weiteren Kreise zu erzählen, so habe ich doch während des Schreibens immer wieder den Eindruck gehabt: Es ist doch der Mühe wert, diese Dinge der Vergessenheit zu entreißen, und es wäre schade, wenn diese merkwürdigen Führungen bei der Fahrt nach der alten Urkunde dem Gedächtnis unserer Zeit entschwinden würden. Damit gehab dich wohl, lieber Leser! Es würde mir eine Freude sein, wenn auch du beim Lesen zuweilen denselben Gedanken gehabt haben solltest.





BS Schneller, Ludwig, b.1858.  
64 Tischendorf-Erinnerungen; merkwürdige  
S5 Geschichte einer verlorenen Handschrift  
S3 10. Tausend. Leipzig, Wallmann, 1928.  
1928 128p. illus. 19cm. (His Weihnachts-  
Erinnerungen, 9.F.)

1. Tischendorff, Constantin von, 1811-1871.  
2. Bible. Greek. Codex sinaiticus. :  
II. Series.

A13770

CC



